



Berlin, den 4. März 1899.

## Löbtau.

**I**n dem sächsischen Dorf Löbtau feierten am sechsten Juli 1898 die bei den Bauunternehmern Hampel & Grahl beschäftigten Arbeiter ein Nichtfest. Freibier wurde verschänkt, wie es scheint, in reichlicher Fülle, und die Arbeiter waren gegen Abend alkoholisch erregt. Die Bauarbeiter haben in Dresden und Umgebung nach harten Lohnkämpfen eine zehnstündige Arbeitszeit durchgesetzt und erreicht, daß um sechs Uhr abends auf allen Bauplätzen die Arbeit ruhen soll. Am sechsten Juli wurde den angeheiterten Nichtfestgästen gegen acht Uhr abends gemeldet, nebenan, auf dem Bau des Unternehmers Klemm, werde noch gearbeitet. Das schien ihnen ein Bruch des zwischen Unternehmern und Arbeitern getroffenen Abkommens und ein Verstoß gegen die Pflichten der Solidarität. Sie verließen das Nichtfest, das man in diesem Theil Sachsens einen Hebeschmaus nennt, zogen zu Klemms nahem Neubau und forderten die dort noch Arbeitenden auf, Feierabend zu machen. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen und später, nachdem Herr Klemm mit kränkenden Worten in den Streit der Parteien eingegriffen hat, zu Thätlichkeiten. Da hat der Bauunternehmer, der — ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich von fern nicht beurtheilen — ohnehin bei den Arbeitern verhaßt ist, einen unseligen Einfall: er rennt nach der Baubude, holt einen Revolver und feuert zwei Schüsse ab. Blinde Schüsse, wie sich herausgestellt hat; die Arbeiter, denen inzwischen viel neugieriges und mehr oder minder bezechtes Volk zugeströmt ist, glauben aber, Klemm habe scharf geschossen, — glauben es um so leichter, als sie sehen, daß einer ihrer Genossen aus einer Halswunde blutet. Nun bricht der Sturm los. Die von Alkohol

und Wuth Trunkenen stürzen sich auf den Unternehmer und mißhandeln ihn in der rohsten Weise. Man hört Rufe wie: „Schlagt den Hund tot!“ Klemm wird zwar nicht getödtet, aber besinnungslos und stark blutend vom Plage getragen und kann erst nach Wochen wieder das Krankenzimmer verlassen. Auch andere Leute werden verlegt und die Rauferei nimmt für kurze Zeit die Formen wüsten Aufzuges an. Getödtet, oder so verlegt, daß er dauerndem Siechthum anheimfallen mußte, wurde kein Mensch. Neun Arbeiter aber wurden des schweren Landfriedensbruches — einige von ihnen auch des versuchten Todeschlages — angeklagt und am dritten Februar dieses Jahres von dem dresdener Schwurgericht zu insgesammt dreiundfünfzig Jahren Zuchthaus, acht Jahren Gefängniß und siebenzig Jahren Ehrverlust verurtheilt. Leider ist es also nicht mehr möglich, zu sagen, daß durch die löbtauer Schlägerei kein Menschenleben vernichtet worden ist. Die auf lange Jahre ins Zuchthaus Geschickten werden das Licht der — recht relativen — Freiheit, der sie sich bis zu dem verhängnißvollen Hebeschmaus zu erfreuen hatten, nicht wiedersehen; und wenn sie lebendig herauskommen, werden sie als Ehrlose, Gedächete durch das Land streifen und vergebens um Arbeit anpochen. Unter den Verurtheilten sind sieben Familienväter, für deren ohne Ernährer zurückgebliebene Angehörige die sozialdemokratische Reichstagsfraktion von ihren Genossen Beiträge öffentlich erbeten und, wie sich bei der Opferwilligkeit der in Gewerkschaften organisirten Arbeiter voraussehen ließ, auch schon erhalten hat. Immerhin werden die gesammelten Summen kaum ausreichen, um sieben Familien Jahre lang zu ernähren; und mitleidige und wohlhabende Menschen sollten, mögen sie der Sozialdemokratie auch noch so fern stehen, an Herrn Alwin Gerisch in Berlin, Raybachstraße 9, nach Maßgabe ihres Vermögens Beiträge senden, — und sei es nur, um zu zeigen, daß der Proletarier in Nöthen nicht nur auf proletarische Hilfe angewiesen ist und daß, allem Klassenhader zum Trog, das Gefühl menschlichen Mitleids die streitenden Parteien in den stillsten Stunden der Trauer zu vereinen vermag. Die Verurtheilten haben — Das räumt auch der sozialdemokratische Aufruf offen ein — schwere Schuld auf sich geladen. Ihre Familien aber, die im Elend zurückblieben, sind schuldlos und an ihnen kann selbst der hitzigste Umsturzbekämpfer, ohne seine Ueberzeugung, ohne selbst seinen politischen Haß zu opfern, ein mildes Werk mitfühlender Nächstenliebe thun.

Ueber den löbtauer Tumult und das dresdener Urtheil ist viel geschrieben, viel auch im Reichstage geredet worden. Ein klares, in jedem Zuge getreues Bild der Vorgänge ist dennoch, da die Verhandlung unter Ausschluß

der Oeffentlichkeit geführt wurde, nicht zu gewinnen. Der Einzige, der aus eigener Anschauung berichten konnte, der sozialdemokratische Abgeordnete Wolfgang Heine, ein ruhiger, forensisch begabter und humanistisch gebildeter Mann, der im dresdener Prozeß Verteidiger der Angeklagten war, hat mit nachdrücklichster Entschiedenheit die hier zu Grunde gelegte Darstellung als den wirklichen Vorgängen entsprechend bezeichnet. So lange seine Behauptung nicht widerlegt ist, wird es außer dem Freiherrn von Stumm nicht viele Menschen geben, die das dresdener Urtheil „mild“ nennen möchten. Es ist furchtbar hart, so hart, daß es jeden fühlenden Menschen mit tragischem Schrecken erfüllen muß. Es hat das Leben von ehrlichen Männern vernichtet, die sich in der Trunkenheit und in einem durch den unsinnigen Einfall des Herrn Klemm gesteigerten Wuthanfall zu Gewaltthaten hinreißen ließen, wie sie bei süddeutschen Kirchweihbalgereien und romanischen Volksfesten nicht selten sind und wie sie sonst auch im deutschen Norden nie noch mit ähnlicher Härte geahndet wurden. Trotzdem könnte das erschreckende Urtheil, an dem bürgerliche Laienrichter neben gelehrten Juristen mitgewirkt haben, gerecht sein: Härte schließt die Gerechtigkeit nicht aus... Leider haben wir im Lauf der erregten Debatten immer deutlicher gehört, von welchen Erwägungen die Richter bei ihrem Spruch ausgingen, und heute ist kein Zweifel mehr daran möglich: in den Verurtheilten sollte die „sozialdemokratische Verheugung“ mit abschreckendem Drakonismus getroffen werden.

Ein Fremdling, der von der in fast allen festländischen Industriestaaten Europas entstandenen Verwirrung des sozialen Empfindens nichts weiß, könnte fragen: Was hat die wüste Gewaltthat, die rohe Mißhandlung, die Trunkene verübten, mit der Sozialdemokratie zu thun? Kamem nicht solche Dinge, und sehr viel schlimmere, vor, ehe an eine Arbeiterbewegung im modernen Sinn des Wortes überhaupt zu denken war, und würden sie nicht unendlich häufiger sein, wenn der Marxismus, der den Glauben an die Wirksamkeit von Putsch beseitigte, den ungebildeten Massen nicht ein viel höheres Ziel zeigte? Sein Ziel mag ein Irrlicht sein, — einerlei: er warnt die Menge vor nutzlosem Aufruhr, tröstet sie mit der Hoffnung auf die wirtschaftliche Entwicklung, deren unhemmbarer Gang ihrer Sache den Sieg sichern müsse, und gewöhnt sie an eiserne Disziplin, von der auch die kapitalistisch geleitete Industrie beträchtliche Vortheile hat. Wer nur einigermaßen die europäische Wirtschaftsgeschichte kennt, weiß, daß diese Ansicht richtig ist und daß, wenn es gelänge, die Sozialdemokratie mit Stumpf und Stiel aus dem Erdboden zu jäten, in dem welthistorischen Kampf zwischen den im Besitzrecht Wohnenden

und den nach reichlicherem Theil an Bildung und Besitz Strebenden nur noch häufiger die Brutalität herrschen würde. Wessen Stimme wäre aber stark genug, um diesem Gedanken heute in Deutschland Gehör zu verschaffen? Die in ihren erworbenen Rechten Bedrohten wiegen sich in dem Wahn, der soziale Friede werde sofort wieder hergestellt sein — wieder: als ob er je bestanden hätte! —, wenn nur erst die „Heizer“ beseitigt seien und die „Berheuten“ sähen, daß ihr Irrglaube ihnen die härtesten Strafen und den wirtschaftlichen Untergang einträgt. Und so kann es kommen, daß Richter, Laien und Juristen, die den ernststen Willen haben, gerecht zu urtheilen und sich nicht durch ein Klassenressentiment gegen die Tischandalakaste stimmen zu lassen, sich vor einem Fall wie dem Löbtau in dem Gefühl vereinen: Das ist kein zufälliger Vorgang, keine Schlägerei wie andere, deren Schauplatz das Wirthshaus oder der Tanzboden ist, sondern die natürliche und nothwendige Folge der politischen und sozialen Aufhebung, die den Proletariern jeden Bourgeois als einen schlechten Kerl schildert und durch ihre steten Lärmrufe gegen die bürgerliche Gesellschaft die schlimmsten Pöbelinstinkte weckt. Von ihr ist das Gemeinwesen, dessen Interesse wir in der Rechtsprechung vertreten, bedroht, sie wollen wir mit der äußersten Härte des Gesetzes treffen, — den jetzt Abzurtheilenden zur Strafe, den anderen Verführten zur eindringlichen Warnung. Dieser Standpunkt ist verständlich. Ob er mit dem Geist einer vom Alb des Nachrechtes befreiten Jurisdiktion, ob mit der Christensittlichkeit zu vereinen ist, mögen gelehrte Juristen und Theologen entscheiden. Daß von ihm aus für das politische und soziale Leben unseres Volkes nur üble Wirkungen erreicht werden können, muß nachgerade jeder Unbefangene eingesehen haben. Oder giebt es wirklich noch Leute, denen das Klasseninteresse nicht den Blick völlig blendet und die dennoch glauben, das dresdener Urtheil werde der Sozialdemokratie schaden, nicht nützen, ihre propagandistische Kraft schwächen, nicht stärken?

Das dresdener Gericht wird, so müssen wir annehmen, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt haben. In sonnenhelleren Jahrhunderten aber würde ein anderer Richter vielleicht anders urtheilen. Er würde erwägen: Löbtau ist ein sächsisches Dorf, in dem schnell eine große Industrie entstanden ist. Da giebt es Brauereien, Bauunternehmungen, Metallgießereien und Maschinenfabriken. Da wird Schokolade, Hartguß, Glas, Lack, Firniß, chemisches Papier, Sprit, Preßhefe fabrizirt, werden Strick- und Nähmaschinen, Armaturen, Farben, Turbinen, Kessel, Fahrräder, Lithoidwaaren und viele andere Dinge gemacht. Das früher winzige Dorf hat jetzt über dreizehntausend Einwohner. Die erdrückende Mehrheit besteht aus Industriearbeitern,

die zugewandert sind und die kein Band an die Scholle knüpft. Von diesen Leuten haben ein paar rohe Kufe ausgestoßen. Sie haben fast nichts gelernt, sind in Roheit aufgewachsen — in einer Roheit, die, wie man sagt, nicht beseitigt werden darf, wenn unsere Kultur nicht Schaden leiden soll — und sind nicht gewöhnt, sich gewählt auszudrücken. Wenn solche Leute rufen: „Schlagt den Hund tot!“, so bedeutet Das nicht mehr, als wenn besser Gebildete brüllen: „Geht dem Kerl Eins hinter die Ohren!“ Sie sprechen die Sprache ihrer Klasse. Sie müssen bestraft werden, streng sogar, denn sie haben nicht nur gedroht, sondern auch mißhandelt. Aber dürfen wir sie für ihre Unbildung strafen, für die Roheit, aus der wir sie doch nicht befreien? Sind die großen Denker und Dichter, die für uns sannen und schufen, wirklich nur, wie Raffale einst schrieb, gleich einem Kranichschwarm über den geistigen Horizont Deutschlands hingezogen, ohne in unserem Empfinden eine merkbare Spur zu hinterlassen? Dürfen wir ihre Lehre, Menschliches menschlich zu sehen, zu fühlen, zu wägen, jetzt den Sozialdemokraten als froh begrüßtes Evangelium gönnen und selbst nur auf die Festigkeit unserer Kerker, die Treffsicherheit unserer Flinten und die Zähigkeit des Klassenegoismus bauen? . . . Auf so starrem, steinigem Boden kann der Bourgeoisie, auch wenn ihre Kunstgärtner emsig nachhelfen und schädliche Nagethiere vom Wurzelwerk fernhalten, keine beglückende Blume erblühen. Die Leute, die angstvoll unseres Spruches harren, trieb im Grunde doch kein unedles Motiv: in dem Fünkchen Bewußtsein, das in ihrem unnebelten Hirn aufstammte, loderte der Zorn darüber, daß, was in schwerem Kampf für Alle erreicht schien, durch die Schwäche und Schmiegsamkeit Einzelner nun wieder verloren sein sollte. War es je Pflicht, der Strenge die Milde zu paaren, so ist sie es hier. Der von allen modernen Bildungsmitteln Entblüht darfst, wo er frevelt, nicht härter verurtheilt werden als der Glücklichere, dem der Zufall der Geburt reichere Kulturmöglichkeiten beschert hat. Und wenn unser Spruch nicht drakonisch ist und man uns vorwirft, wir hätten die Gelegenheit, ein schreckendes Warnzeichen aufzustocken, schmählich veräußert, dann wollen wir, aufrecht und getrosten Muthes, erwidern, daß in unseren Händen das Recht nicht der Ausdruck der organisirten Gewalt sein soll, daß der Schrecken nie dauernd einen Thron gestützt, nie ein Reich vor dem Verfall bewahrt hat und daß auch dem Mächtigsten das zur Mäßigung mahnende Wort zugerufen ward: Du sollst nicht Sieger sein über das eigene Volk.



## Die Wechselbeziehungen der sozialen Gebilde.\*)

**S**on der Darstellung des sozialen Entwicklungsprozesses, der aus dem gegenseitigen Wechselbeziehungen der sozialen Gebilde hervorgeht, hält sich Ragenhofer eben so fern von einseitiger Betonung der Differenzierung wie von übertriebener Veranschlagung der Amalgamierung. Er betont vielmehr den „steten Wechsel von Differenzierung und Vergesellschaftung“ und wird darin durch zahlreiche Thatfachen der Geschichte und der täglichen Lebenserfahrung unterstützt. Schon „die Horde, ihre Gruppen und die Stämme“ sind fortwährend in einem solchen Wechsel begriffen.

„Die Ernährung mit ihren Störungen differenziert die Gemeinschaft, Hilfeleistung und Schutzbedürfnis vergesellschaften früher getrennte Gruppen, während die Geschlechtsbeziehungen der Einzelnen im ganzen Stamme soziale Vereinigungen herbeiführen. Individualinteressen und Sozialinteressen, in stetem Wechsel wirksam, führen die Haupterscheinungen des sozialen Prozesses herbei; sie enthalten auch in sich das leitende Prinzip für die ordnende Sitte; denn so verschiedenartig die Auffassung über Verpflichtungen, über Gut und Böse, über Billig und Unbillig sein kann, so bleibt doch stets grundlegend für das Ethos, daß aus den Individualbestrebungen das sittlich Verwerfliche und aus den sozialen Trieben das sittlich Wohlthätige hervorgeht. Auf dem Wege der Sozialisirung findet sich das Gemeinnützige, auf dem Wege der Individualisirung vorwiegend das Gemeinschädliche.“ (S. 129.)

Trotzdem ist Ragenhofer gezwungen, den Ausgangspunkt des sozialen Prozesses darin zu erblicken, daß sich „zwei individuell verschiedene primitive Gemeinschaften im Raum begegnen und um ihrer Erhaltung willen in einen Gegensatz treten, dessen Hauptmerkmal wohl darin zu suchen sein dürfte, daß zwischen solchen Gemeinschaften entweder nie eine direkte Blutsverwandtschaft bestand oder daß deren Spuren verwischt sind.“

Das ist unbestreitbar richtig; der erste Anstoß geht von dem Zusammentreffen mindestens zweier heterogenen Horden, Stämme oder sonst welcher Gruppen aus, von denen die eine die andere bezwingt und ihren Zwecken dienstbar macht. Nur läßt Ragenhofer im Dunkeln, wie es naturgesetzlich zu einem solchen Zusammentreffen kommt. Denn gehen wir von einem Schöpfungsherde — sagen wir: von einer Uthorde — aus, so müssen wir schon „Differenzierungen“ zu Hilfe nehmen, um zu der angeblichen Ur-Thatfache, nämlich zum Aufeinandertreffen der „zwei individuell verschiedenen primitiven Gemeinschaften im Raume“ (S. 132.) zu gelangen. Ich habe nun mehrfach nachgewiesen\*\*), wie eine solche Konzeption an dem innerlichen Widerspruch leidet,

\*) S. „Zukunft“ vom 11. Februar 1899.

\*\*) Vergl. insbesondere mein „Allgemeines Staatsrecht“ (Junsbruck 1897), S. 85. § 31: Der genealogische Irrthum.

daß der soziale Prozeß bis zum Zusammentreffen der zwei primitiven verschiedenen Gemeinschaften im Wesentlichen Differenzierung, von da an aber eine fortschreitende Sozialisierung gewesen sein soll. Es fehlt jede Möglichkeit, zu erklären, warum die Natur, von der Rayenhofer selbst aus sagt, daß sie sich nicht „grundsätzlich ändere“, wenn sie seit der Entstehung der ersten Horde differenzierend gewirkt hat, nun plötzlich Kehrt machen und den entgegengesetzten, sozialisierenden Weg einschlagen sollte. Um diesem Widerspruch zu entgehen, habe ich mich in meinem „Klassenkampf“ für den „Polygenismus“ entschieden und ließ die „verschiedenen primitiven Gemeinschaften“ (Horden) sich von allem Anfang an so bekämpfen, wie sich Stämme und Völker noch heute in der ganzen Welt bekämpfen. Auch Rayenhofer war, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, noch in seiner „Politik“ geneigt, diesen polygenistischen Standpunkt gelten zu lassen. Heute meint er, daß die polygenistische Hypothese „nach den paläontologischen und zoologischen Forschungen . . . keine Wahrscheinlichkeit für sich habe, sondern es scheine die Abstammung der Menschen von einem ausgestorbenen Anthropoiden, dessen Gattungsverwandte noch in Zentralafrika und auf den Sunda-Inseln vorkommen, annehmbar.“ (S. 130.)

Ich will dahingestellt sein lassen, ob eine solche Entstehungsart des Menschengeschlechtes die polygenistische Hypothese nicht viel mehr bekräftigt als widerlegt; jedenfalls unterschätzt, nach meiner Ansicht, Rayenhofer heute die Bedeutung der Frage, ob Monogenismus oder Polygenismus als Ausgangspunkt für die Soziologie anzunehmen sei. Er erklärt etwas resigniert, daß, „streng genommen, in der Frage nach der Abstammung des Menschen nichts enthalten sei, was die soziologische Erkenntnis zu fördern vermöchte. Die Erforschung der Ursprungserscheinungen hat überhaupt nicht jene Bedeutung für die Soziologie, welche ihr vielfach beigelegt wird. Gewiß liegt es in ihrem Wesen, daß wir unsere Einsicht über den Ursprung des Menschen und die ersten sozialen Erscheinungen möglichst erweitern; aber für die soziologische Erkenntnis an sich ist das Fehlen jener Einsicht kein Hinderniß; denn die Thatfachen, die die lebende Gesellschaft und die bisherige Erforschung anführen, reichen darum hin, die soziologische Gesetzmäßigkeit ermitteln zu können, weil diese, wie wir wissen, an die allgemeine Naturgesetzmäßigkeit und nicht an die Entwicklungsgeschichte allein anschließt.“ (S. 131.) Dieser gewundenen Erklärung kann man insofern beistimmen, als das vorliegende Werk selbst die Frage ganz zurückstellt und doch Bedeutendes für die soziologische Erkenntnis leistet.

Für mich bleibt es dabei, daß ohne die polygenistische Hypothese das ganze Gebäude der „Soziologischen Erkenntnis“ in der Luft schwebt. Wenn die Vielheit der erfahrungsgemäß seit dem Ausdämmern historischer Zeiten vorhandenen heterogenen Gemeinschaften, deren feindliche Wechselbeziehungen den sozialen Weltprozeß einleiten, wenn diese Vielheit aus einer einheitlichen

Urhorde (um von einem Urpaare nicht zu sprechen) durch allmähliche Differenzirung entstanden wäre, so scheitert eben alle wissenschaftliche Erklärung an der räthselhaften Umkehr der seit dem Anbeginn des Menschengeschlechtes wirkenden Naturkraft. Die „zwei primitiven verschiedenen Gemeinschaften“, deren Zusammentreffen den sozialen Weltprozeß einleitet, sind vielmehr überall auf dem großen Schauplatz der Menschenschöpfung von allem Anfang an in den durch verschiedene tellurische, klimatische und geographische Einflüsse heterogen veranlagten primitiven Horden gegeben. Und der soziale Prozeß nimmt nicht erst seinen späten Anfang nach Beendigung der Differenzirung, sondern hat sich von je her zwischen den heterogenen Horden und Gruppen abgespielt. Was wäre denn Das auch für ein Naturprozeß, der, wie ein Theaterstück, von einem bestimmten Zeitpunkt an begünne, nachdem sich erst hinter den Coullissen die Schauspieler durch „Differenzirung aus der einheitlichen Horde“ in ihre Rollen hineinzufinden gehabt hätten?

Nein: wenn wir es, wie auch Rayenhofer annimmt, überhaupt mit einem Naturprozeß zu thun haben, so hat er nicht begonnen, als der historische Vorhang aufging, sondern die bei ihrer ersten Menschwerdung schon differenten Horden sind beim Zusammentreffen ganz so auf einander losgestürzt wie heutzutage Spanier und Amerikaner und vor nicht langer Zeit die Bayern und die Preußen, die ja auch nicht Produkte einer Differenzirung aus einem fabelhaften „Urgermanenthum“, sondern von Haus aus heterogene Elemente sind, die vielleicht aber einer künftigen Amalgamirung entgegengehen.

Dieser kleine Dissens mit dem geehrten Verfasser hindert mich nicht, ihm in allem Weiteren fast widerspruchlos zu folgen.

Es mag angehen, daß „bei Begegnung äußerlich nicht zu verschiedenartiger Stämme die Scheu vor dem Kampfe vorgewaltet“ habe (S. 134.) und daß unter „Aufrechterhaltung der Kampfscheu im Allgemeinen die Bevölkerung der Erdoberfläche in Urzeiten sehr weit gediehen zu sein scheint.“ (S. 135.) Gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er bemerkt, „daß das beschränkte Interesse einer friedfertigen Grundanlage auch alle Entwicklung hemmt, insbesondere die soziale.“

Eine Betrachtung der „ethnologischen Verhältnisse der Erde“ zeigt, daß „im Allgemeinen die Naturvölker der schwarzen und der braunen Rasse angehören . . . die Kulturvölker hingegen der weißen und der gelben.“ Ohne Zusammenhang mit ihnen steht die rothbraune Rasse da, deren „ethnologische Einheit die Einheit des Menschengeschlechtes überhaupt“ zu verneinen scheint.

Von den ersten vier Rassen finden die weiße und die gelbe in der gemäßigten Zone „eine nervenanregende Wirkung des Klimas und hinreichende Ernährung, wenn sie der Natur mit Thatkraft abgerungen wird; diese Umstände veranlassen zur Arbeit, zum Auffuchen der besten Lebensbedingungen.“



Auf diese Weise „entwickelt sich der Wandertrieb“, dem „die Ernährung durch die Viehzucht und durch die Jagd eigenthümlich ist.“ (S. 138.) „Stämme, die auf ihren Wanderungen auf besonders fruchtbare Flußgebiete oder an die Meere stießen, wurden sesshaft“ und begannen, „den Ackerbau zu entwickeln.“ Auch „die Pflanzenernährung, ursprünglich die ursprünglichste des Menschen, die auch seinen den Kampf vermeidenden Grundanlagen entspricht, dürfte Stämme, die primitiver Entwicklung noch nicht völlig erwachsen sind, zum Ackerbau veranlaßt haben.“

Danach sind es „drei Erscheinungen, die bei den Nordrasen (der gelben und weißen) durch Wechselwirkung die Quelle höherer sozialer Entwicklung werden: der Ackerbau, die Jagd und die Viehzucht, betrieben in riesigen, klimatisch begünstigten Räumen unter den verschiedenartigsten individualisirenden Lokalverhältnissen.“ An diesen Ackerbaubetrieb knüpft Ragenhofer die Entstehung der ersten „Organisation der Gemeinschaft.“ „Damit die Menschen sich einem stadienweise verlaufenden Arbeitwerk wie dem Ackerbau hingeben können, ist eine Organisation der Gesellschaft nöthig, die die Einzelnen den Wirtschaftszwecken unterthan macht. Die Gemeinschaft bedarf eines gewissen Herrschaftsverhältnisses, weil der Wirtschaftszweck erst durch Organe der Ordnung gesichert ist. Die freie, ungezwungene Idylle der Horde hört auf. . . Die Ungebundenheit und Kairotät, mit denen sich das soziale Leben in der Horde ohne bindende Rechte und Pflichten erfüllt, weichen einer Gebundenheit der Pflichten und Billigkeitforderungen . . .“ (S. 140.)

Als nächst höheres Sozialgebilde über der Horde und über dem Stamme entsteht die Gemeinde, die als die „sesshafte, zu sozialer Ordnung verpflichtete Stammesgruppe“ erklärt wird. Diese „patriarchalisch geordnete, wirtschaftlich kommunistische Gemeinde“, die „mit den anstößenden Gemeinden in den selben Wechselbeziehungen lebt wie die Horden, Gruppen und Stämme“, hat jedoch zur Voraussetzung, daß „der ursprünglich kampfscheue Grundzug der Menschen anhält.“ (S. 141.) Noch vor dem durch die Gewalt begründeten Staate, lediglich „in Folge der Kultur als Recht der Arbeit (?) entsteht der Besitz von Grund und Boden“; so wäre die ursprüngliche Besitzergreifung Chinas „durch den ältesten Theil seiner Bevölkerung zuerst friedlich erfolgt und die Menschen hätten sich kampfscheu den gefundenen Lebensbedingungen ergeben“, doch sei Das nur eine Hypothese, da „die patriarchalische Gemeinschaft in ihrer Ursprünglichkeit“ nirgends mehr „angetroffen wird.“

In dieser ursprünglichen Gemeinde waltet schon „das soziologische Gesetz, daß der Mensch nach seiner Naturanlage die Arbeit zu übertragen strebt“ und daß nur „der Zwang seiner Interessen ihn veranlaßt, zu arbeiten.“ Daraus entstünde „die Nothwendigkeit der Herrschaft“ und der Pater familias hätte die erste Herrschaftsrolle gespielt. Eine solche Ableitung findet sich schon

bei den Naturrechtslehrern, ist aber mit den allgemeinen „soziologischen Gesetzen“ des Verfassers schwer in Einklang zu bringen.

Ich habe in meinem „Rassenkampf“ und in meiner „Soziologie“ von der Annahme einer friedlichen Entstehung des Rechtes und der Herrschaft Abstand genommen und Recht und Herrschaft nur aus dem Zusammentreffen heterogener Stämme bei Anwendung von Gewalt, erklärt.\*) Meine Erklärung erschien einem weit verbreiteten Empfinden allzu schroff. Rayenhofer läßt dem auch bei ihm im Wege der Gewalt entstandenen Staate doch wenigstens eine Friedensperiode vorausgehen. Es ist nicht meine Sache, zu entscheiden, wer von uns das Richtigere getroffen hat.

Mit dem Entstehen der Familie wäre dann „ein neues Prinzip in das soziale Leben“ eingetreten: „die Dienstbarmachung des Mitmenschen, die sich in allen weiteren Entwicklungsformen, parallel laufend mit der Ernährung, Vermehrung, dem Herrschaftsverhältniß und Grundbesitz, als Beweggrund für die wichtigsten sozialen Erscheinungen zeigen wird“.

Mein „Allgemeines Staatsrecht“ vertritt die entgegengesetzte These, nämlich, daß die Familie erst nach der Dienstbarmachung der Mitmenschen, d. h. nach der Gründung des Staates, und zwar als ein staatliches Institut entstanden ist, und ich kann mich außer auf historische und ethnologische Thatsachen auf Aristoteles berufen, der gerade mit Bezug auf die Familie als einen Bestandtheil des Staates den Ausspruch that, daß „das Ganze früher sei als der Theil.“ Wenn aber Rayenhofer seine friedliche Konstruktion bis auf den Adel erstreckt und ihn aus den Familien herauswachsen läßt, die im Stamme allmählich durch das Patriarchat in eine bevorrechtete Stellung eingerückt sind, so dürfte er all und jeden historischen Beweis schuldig bleiben, während die historischen Beweise dafür, daß der fremde siegreiche Erobererstamm zur Adelsklasse über die gewaltsam Unterworfenen wurde, eben so zahlreich sind wie die Staaten mit Adelsverfassung. Dabei erkennt Rayenhofer selbst an, daß „im Nomadenstamme sich Anlagen entwickeln, die ihn dem friedliebenden Ackerbauern im Daseinskampf überlegen machen — es entwickeln sich in den Männern (des Nomadenstammes) die Anlagen für den Krieg und die Politik“ — und daß der „grundfägliche Unterschied zwischen der Individualität des Sesshaften und der des wandernden Stammes . . . eine der nachhaltigsten Ursachen für die weitere soziale Entwicklung der Menschheit“ sei. Warum aber erst für die „weitere“ Entwicklung? Warum soll „der aggressive, gewalthätige Nomadenstamm“ dem „konservativen, friedliebenden, sesshaften Stamm“ erst später einmal entgegengetreten sein? Ist da nicht meine Annahme\*\*)

\*) Vgl. auch in meinen eben erschienenen „Soziologischen Essays“ (Zusatzdruck, Wagner) den Aufsatz: „Was ist Recht?“

\*\*\*) Soziologische Staatsl. Graz 1892.

plausibler, daß von allem Anfang an unter den verschiedenen klimatischen und geographischen Bedingungen der zahlreichen Entstehungserde der Menschheit diese verschiedenen Typen entstanden sind und durch ihren Zusammenstoß immer und überall die selbe soziale Entwicklung angebahnt haben? Rayenhofer läßt erst nach einer älteren Periode der Friedfertigkeit „der ganzen Menschheit sich ein kriegerisches Wesen bemächtigen.“ (S. 158.) Aber heute noch wie vor Jahrtausenden giebt es friedfertige Völkerschaften und kriegerische Stämme: „die selbe Natur, die wir im Raubthier kennen“, ist theilweise noch heute nicht allen Menschen eigen, ist dagegen einem Theile von Anfang an eigen gewesen. Die Menschen sind nicht eines schönen Tages aus Lämmern zu Raubthieren geworden: Das verträgt sich nur mit der Mythe vom Goldenen Zeitalter. Es hat vielmehr immer gutartige Lämmer und reißende Raubthiere unter den Menschen gegeben: ganz so wie heute auch. Leider beruht gerade darauf bisher aller Kulturfortschritt. Wird Das je anders werden? Die Leute, die diese Frage enthusiastisch bejahen und das künftige Verschwinden dieses Gegensatzes glühend erhoffen, nennt man: „Anarchisten“. Sie geben das Kompliment zurück und nennen die Zweifler: denkfaule Sklavenseelen.

Graz.

Professor Ludwig Gumpowicz.



## Don Alonzo Ramirez.

Das Stüchken hat sich zu Vallabotid zugetragen. Ich weiß nicht, ob der Leser je von dem guten Pastor Alonzo Ramirez gehört hat, dem Domherrn der Hauptkirche, der eine so schöne Gemäldesammlung besaß und ein so großer Murilloschwärmer war? Von ihm habe ich Etwas zu erzählen. Wenn ich mich aber in dem Einen oder Anderen versehen sollte, so bitte ich um Entschuldigung, denn . . . ich kenne die Geschichte nur vom Hörensagen.

„Die Menschen sind groß im Kleinen und klein im Großen. Selten messen wir Absichten und Leistungen, Meinungen und Thaten mit richtigem Maße. Wir wenden Riesenkräfte auf, um Sonnenstäubchen zu bewegen, und wägen das wirklich Schwere, als sei es federleicht. Die wahre Sittlichkeit besteht in richtiger Schätzung der Werthe. Wir verausgaben unsere besten Kräfte für nichtigen Tand und sind zahlungsunfähig, wenn das Schicksal uns ernsthaft einen Wechsel präsentiert. Du auch, Don Alonzo, obchon ein leidlich guter Kerl und auch nicht dümmter als Andere, trägst kein richtiges Maß in Deiner Seele.“

Also sprach Don Pedro, ein spanischer Edelmann, der sich der Weltweisheit und Sittenlehre gewidmet hatte, zu seinem Freunde, dem guten Pastor Alonso Ramirez.

Don Alonso widersprach.

„Ich schlecht messen? Ich, der Domherr der Hauptkirche? Das sollst Du mir beweisen! Drei Realen will ich dafür wetten, Don Pedro!“

„hm . . . nicht viel! Sei's um drei und einen halben und keinen Maravedi weniger. Gilt die Wette, dann werde ich Dir heute noch zeigen, wie Du Dich wegen einer gleichgiltigen Sache ereifern kannst und über wichtige Dinge leicht hinweggehst, hier kurzichtig und oberflächlich, dort übertrieben entrüstet . . . also unsittlich! Denn glaube mir, die wahre Sittlichkeit besteht nur im richtigen Maße.“

Der gute Pastor nahm die Herausforderung an und verließ seinen Freund in der sicheren Hoffnung, bald um drei und einen halben Realen reicher zu sein; und Das freute ihn, denn er hatte immer Geld für seine Armen nötig. Er nahm sich vor, sich aufs Allergenaueste zu prüfen und jeder vorkommenden Sache gerade so viel zuzumessen, wie sie werth wäre. Als ein kruzbraver Mensch hielt er Das auch gar nicht für schwer; denn er brauchte sich ja nur der Stimme seines Herzens zu überlassen. Wohlerzogen und gewandt, wußte er, wie viel Achtung er dem Alcalde schuldete, dem er auf seinem Wege begegnete, . . . eben so dem Professor der höheren Zoologie, Dr. Rungelehrte, und wie viel Höflichkeit dem Don Pasquale, bei dem er einmal in der Woche speiste, und der liebenswürdigen Frau des Stadtkommandanten, einer Dame von großem Einfluß.

Auch den Armen und Beringen maß der ehrliche Don Alonso genau zu, was er ihnen schuldete. Die alte, lahme Mariquita bekam einen Gruß mit „Gottes Segen“ und etwas Kupfergeld . . . nicht der schlechtesten der drei Gaben. Bemmo, dem betrunkenen Zimmermann, rieth er, sich auszuschlafen, . . . das Beste, was ein Betrunkener thun kann; und er enthielt sich, das Dienstmädchen der Donna Dolores darauf aufmerksam zu machen, daß aus dem Fenster ihrer Herrin eine Serviette hing. „'s kann ein Signal sein!“ dachte er; und Spielverderben war seine Sache nicht. Wenn Donna Dolores sich mit verbotener Telegraphie abgab, so würde er Das schon in der Weichte erfahren und dann war immer noch Zeit, die Sache zu ordnen. Glaube spart Eile, wie man zu sagen pflegt.

Als er wieder nach Hause kam, zankte er seine alte Dienstmagd aus, die eine Olla podrida hatte anbrennen lassen, und er zankte genau innerhalb der Grenzlinien maßvoller Pflicht. Zu streng wollte er heute nicht sein. „Denn“, dachte er, „auch ich veräume zuweilen Etwas, Niemand ist vollkommen und . . . drei Realen und ein halber: 's ist 'ne ganze Summe!“ Hätte er aber weniger gezankt, dann würde er sich einer verwerflichen Rachsicht schuldig gemacht haben; daraus konnte die Gefahr entstehen, daß in Zukunft alle Ollas anbrannten und daß er seiner Haushälterin kündigen mußte. Alles in Allem war sie aber doch eine brauchbare Person . . . und drei Realen und ein halber . . . ?

„Ich nicht Maß halten?“ rief er. „Das wäre sonderbar! Ich thu' mein Leben lang nichts Anderes! Freund Pedro mag sein Geld bereit halten. Hoffentlich ist seine Waagschale und sein Gewicht richtig . . . Ich nicht Maß halten!“

Da biß ihn eine Mücke, die darauf ausging, — am Fasttage, per todos

los Santos! Ist's nicht Schande? — sich aus seiner rechten Wade ein Mittagsmahl zurechtzuwaschen. Gereizt gab sich der gebissene Mann selbst eine Ohrfeige, kräftiger als, genau genommen, nöthig war, um eine Wüde abzuwehren. . .

„Hm“, dachte er, „mit drei und einem halben Realen kann ich viel Gutes thun; Du jängst mich nicht, Don Pedro!“ Und er tödtete die Wüde leidenschaftlos gelassen.

Der Leser sieht, daß Don Pedros Aussichten nicht die besten waren.

Die Beichtstunde kam. Der gute Alonzo lauschte mit wohlgemessener Andacht den Bekenntnissen seiner Beichtkinder und gab jedem das Seine. Er mischte eine starke Dosis Sanftmuth mit einem geringen Zusatz von strengem Ernst; und Jeder war zufrieden . . . außer dem Teufel. Dessen Unzufriedenheit braucht man sich aber nicht zu Herzen zu nehmen.

Da nahte ein Fremdling. Er war in den unermehlichen Mantel gehüllt, der von alten Zeiten her eine so wichtige Rolle in allen spanischen Romanen spielt und nun auch in dieser Erzählung. Der Mann beichtete . . . fürchterliche Dinge! Schon der Anfang war außerordentlich; er hatte — an einem Charfreitag — die Kathedrale von Saragossa beraubt. . .

„Nicht wohlgethan, mein Sohn“, sagte Don Alonzo. „Aber droben ist unendliche Gnade. Sieh den Raub zurück und dann. . .“

Er legte dem Dieb eine Kirchenstrafe auf. Tausend Paternoster für das Stehlen und für die Entweihung des Heiligen Freitags tausendundeins.

Der Sünder fuhr fort: er hatte seinen eigenen Sohn um zehn Zehinen an die Mühren verschachert. . .

„Nicht wohlgethan, mein Sohn“, sagte Don Alonzo. „Aber droben ist unendliche Gnade. Geh' nach Marokko, kaufe Deinen Jungen los und dann. . .“ Folgt die Kirchenstrafe: ein paar Dugend Aves oder Aehnliches.

Der Kindesverkäufer hatte in einem Augenblick des Jähzorns Vater und Mutter erschlagen.

„Nicht wohlgethan, mein Sohn“, sagte Don Alonzo. „Aber droben ist Gnade. Laß dreitausend Messen für das Seelenheil Deiner geliebten Eltern lesen, versprich mir, daß Du es nie wieder thun wirst, und dann. . .“

Folgt die Kirchenstrafe: ein paar Dugend Aves oder Aehnliches.

„Und nun, mein Sohn, gehe hin und sündige nicht mehr! Erhebe Deine zerfnickte Seele aus ihrer Erniedrigung und preise die grenzenlose Gnade des Erlösers, der auch für Dich gestorben ist. Sieh dort an der Wand sein Bild, zum Heile der Gläubigen auf die Leinwand gebracht vom Meister Murillo. . .“

„Hochwürdiger Vater . . . Das ein Murillo? Dieser Lappen? 'ne Subelci ist's!“

„Spitzbube Du! Das vergebe ich Dir in Ewigkeit nicht!“

„Mein bester Alonzo, darf ich Dich um drei und einen halben Realen ersuchen?“ sagte Don Pedro, der seinen Mantel abwarf.

„Caramba“, rief der gesoppte Pastor, „verloren habe ich, aber — nochmals Caramba! — wenn ich gewußt hätte, daß die Sache so abläuft, dann hätte ich für das Geld doch meiner Rächin die Leviten besser gelesen!“

Eduard Douwes Dekker.

(Mullatuli.)



## Deutsche Literatur.

Neuerdings erscheinen Bücher, Brochuren und Aufsätze in nicht unbeträchtlicher Anzahl zu Gunsten einer neuen deutsch-nationalen Dichtkunst, wobei dann namentlich der Naturalismus, obwohl er ja eigentlich schon „überwunden“ ist, noch einmal gründlich herhalten muß.

Mit jenem sittlichen Pathos und jener schönen Begeisterung, die sich früher des Wortes „deutsch“ mit Vorliebe bedienten, wird die Forderung einer nationalen Kunst, einer Erneuerung der Kunst aus den Tiefen des deutschen „Volksgeistes“ aufgestellt; und wer sich mit dem bloßen „Feldgeschrei“ noch nicht begnügen will, hat zwar eine überzeugende Begriffsdarlegung keineswegs zu erwarten, wird dafür aber auf Erscheinungen wie die neuesten Lutherfestspiele und unsere letzten patriotischen — besser ausgedrückt: dynastischen — Dramen verwiesen. Der Titel einer dieser Brochuren — ihr Stil zeigt meist jenes „interessante“, vielleicht besonders „teutsche“ Clair-Obscur, mit dem, wie er innerlich, zuerst Herr Dr. Julius Langbehn, der Rembrandt-Deutsche, erfolgreich debutirte — heißt: „Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter“. Schon dieser Titel ist für den Charakter der neuen Strömung bezeichnend. Doch trotz aller „Gothik“ habe ich in dem Büchlehen eine Stelle gefunden, der ich unter Vorbehalt zustimmen kann. Es heißt da: „Während der Aufschwung der deutschen Instrumentalmusik eine reine national-germanische Höhe erreicht hat“ — der Verfasser hat natürlich Wagner im Sinn und ich habe ihn in begründetem Verdacht, daß ihm Wagners Stoffe mehr als der Geist und Gehalt seiner Musik vorschweben — „war diese dem hoffnungsvollen Aufschwung in der deutschen Literatur versagt. In Folge der unglückseligen Verhältnisse brach der Realismus dieser Bewegung das Rückgrat. Verderbensvoll bewies sich dieses Unglück auch noch in seinen Nachwirkungen. Denn während der moderne Naturalismus überall in höchster nationaler Eigenartigkeit aufgetreten ist (Namen wie Tolstoi, Dostojewsky, Ibsen, Björnson, Zola, Maupassant u. s. w. belegen Dies genugsam), ist er in Deutschland rein international ausgefallen.“

Es ist der letzte Satz, dem ich, wenn auch mit großem Vorbehalt, zustimmen möchte. Denn natürlich sagt das „rein international“ viel zu viel; und wenn es dann weiter heißt: „Wo zeigen unsere Modernen, wie Hauptmann u. s. w., auch nur einen einzigen greifbaren deutsch-germanischen Zug?“, so übersieht der Herr Gothiker bei seiner Frage schon gleich das schlesische Volksthum in Hauptmanns Dramen, ein Merkmal der Nationalität, das auch für Den „greifbar“ sein sollte, dem Anderes und Feineres entgeht, für das überhaupt kein billig denkender Mensch bei unserem gothisirenden Teutonenthum neuesten Kurzes Wahrnehmungsgorgane voraussetzen wird. In gewisser

Hinſicht ſind Dramen wie „Die Weber“, das „Hannele“, die „Einfamen Menſchen“ und neuerdings der „Fuhrmann Henschel“, ſo ſehr ſich Hauptmann hier und da an das Ausland anlehnt, ihrem Geiſt nach doch deutſch und gehören gerade zu jenen Erſcheinungen, in denen deutſcher Charakter und deutſche Eigenart ſich von den Einflüſſen des Auslandes zu befreien und zu individueller, ſelbſtändiger Geſtaltung durchzuführen anfangen.

Dennoch aber, meine ich, liegt in jenem Satz ein Korn Wahrheit, wie ich denn dieſer ganzen „nationalen“ Reaktion trotz ihrer äſthetiſchen Barbarei ein Fünkchen Vernunft durchaus nicht abſprechen will. Denn man muß zugeben, daß im Lauf der letzten Zeiten in Deutschland mit der modernen Dichtung des Auslandes ein Kult getrieben wurde, der nur zu deutlich die Spuren rein äußerlicher Nachahmung trug. Und zwar ſcheinen mir dieſer Kult und dieſe Nachahmung ſo weit gegangen zu ſein, daß man die lebendigen Beziehungen zu der bisherigen vaterländiſchen Dichtung verlor. Wohl mögen der gelehrte Alexandrinismus und das Epigonthum der klaſſiſchen und pseudoromantiſchen Schablone dieſe Entfremdung zum großen Theil mitverſchuldet haben. Nachdem man ſie aber nachgerade überwunden hat und nun wir im Strom der internationalen modernen Evolution ſind, wird es entſchiedene Pflicht, wieder in Kontakt mit der eigenen vaterländiſchen Dichtung zu kommen. Freilich: Gothik und ſonſtige äußerliche Vaterländerei und Volksthümlichkeit müſſen vermieden werden. Sie führen nur zur Phraſe, zu neuer Unnatur und Verflachung. Aber als ein gutes Beiſpiel möchte ich es hinſtellen, daß man ſich wieder der Romantik, inſbesondere Novalis, nähert.

Wir ſind über den wiſſenſchaftlichen Materialismus eines Büchner und Vogt längſt hinaus und auch der Naturalismus Zolas liegt hinter uns; inſbesondere verdanken wir es Friedrich Nietzsche und der neueren phyſiſchen Wiſſenſchaftslehre, daß wir überhaupt im Stande ſind, eine eigene deutſche Individualität anzustreben. Wir beginnen, einzusehen, daß der kurzſichtige Eigendünkel gewiſſer bis vor kurzem modern genannten Beſtrebungen der eigenen vaterländiſchen Dichtung manche Verkennung und manche Bläſphemie abzubitten hat.

Sicher iſt es nicht die Reaktion aus dem Geiſte des deutſchen Mittelalters, die einſt in der Romantik den Klaſſikern gegenübertrat, die der neuen Generation einen Novalis wieder theuer macht, ſicher auch nicht die romantiſche Formel ſeines katholiſirenden Proteſtanthumes, ſondern ſein Gefühls-Universalismus, ſeine Intimität und ſein myſtiſcher Pantheismus, ſein moniſtiſcher Zug. — kurz, diejenigen Eigenſchaften ſind es, die als beſonders deutſch-nationale gelten können. Und dieſe Wiederbelebung des ſympathiſchen Verhältniſſes zu Novalis ſteht in engem Zusammenhang mit dem Uebergang, der ſich in unſerer jüngerer Dichtung vollzieht, dem

Uebergang von einem verstandesgemäßen, artistisch-technischen Naturalismus, mit dem sozialkritischen Pathos seiner Themen und mit seiner Unterdrückung der künstlerischen Persönlichkeit, zum Stimmungvollen, zum Bekenntniß der Persönlichkeit, wie er sich in unserer Lyrik wieder kundgiebt.

Das Alles ist schon erfreulich, wenn auch manche Verschwommenheit mit unterläuft. Ich glaube aber, man wird noch einen Schritt weiter gehen und wieder in eine lebendigere Beziehung zu Goethe kommen; als bedeutungsvolles und erfreuliches Vorzeichen hierfür sehe ich es an, daß sich einige Aesthetiker der jüngeren Generation in der letzten Zeit in Büchern und Brochüren fleißig mit ihm beschäftigt haben. Finden wir doch bei Goethe den modernen Geist in weit reinerer Prägung als bei Novalis, dessen Gedankengänge so stark durch mittelalterlich-christlichen Symbolismus getrübt werden.

Natürlich soll dieses neue Verhältniß zu Goethe nicht einen gesteigerten äußerlichen Kult oder etwa eine erneute Nachahmung bedeuten: ich denke es mir vielmehr als ein lebendiges, wahres Verständniß und ein lebhaftes Gefühl für seine Deutschnheit, für eine Deutschnheit, die sich, frei von der neuerdings proklamirten Gothik, als eine innige Verbindung und Verschmelzung der modernen monistisch-naturwissenschaftlichen Weltanschauung mit den tieferen und typischen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters darstellt. Besser als alle Sozialkritik der naturalistischen Literaturperiode — diese Sozialkritik war immerhin noch ihr Bestes — wird es sein, wenn wir das Werk, das Goethe so recht eigentlich begonnen hat, ohne die antiken und mittelalterlichen Trübungen, wie sie Goethes späterer Periode und den Romantikern anhaften, zu seiner Erfüllung zu bringen trachten.

Und sollte hier unsere Zeit nicht endlich den Werth der beiden großen goethischen Romane wieder erkennen und schätzen lernen?

Nicht etwa die Utopien im zweiten Theil des „Wilhelm Meister“ mit ihren Beziehungen zu dem einstmaligen Zukunftsstaat unserer Sozialisten. Aber man vergleiche etwa, wie ein heutiger Romandichter oder Dramatiker das Thema der Ehestörungen behandelt, und nehme dann die „Wahlverwandtschaften“ zur Hand. Wie viel Moral- und Sozialkritik, wie viel Pessimismus und aufgeblasene Dialektik, wie viel Frivolität und wie viel wissenschaftliche Anmaßung bei den Modernsten und wie viel Erfahrung, Ernst und Kunst bei Goethe. Bedeutsam, ohne weitspurige Analysen, baut sich die Entwicklung über ihren psychophysischen Grundlagen auf, indem das Verhältniß zwischen Ottilie und Edward unter den Untergrundbegriff der gemischten Affinität fällt, so daß der Ehebruch, aus dem Bereich des bloßen Leichtsinns oder frivolen Frevels gerückt, in einer tieferen Nothwendigkeit geheimer Bedingungen erkannt wird, die, so natürlich sie sind, dennoch in äußerst schwer zugänglichen Zusammenhängen beruhen, und da sie der stärkeren Noth-



wendigkeit des sozialen Eheprinzips widerstreben, gerade Diejenigen zu tragischem Untergang führen, die mit ihrer ganz intimen Zusammengehörigkeit die innerste Nothwendigkeit, Natürlichkeit und Heiligkeit der Ehe darthun. Ich wüßte kein neueres deutsches Werk zu nennen, das mit den „wissenschaftlichen“ Rezepten des „Experimental-Romanes“, ganz abgesehen von dem synthetisch-künstlerischen Werth der „Wahlverwandtschaften“, das Problem auch nur annähernd so in seinen wesentlichsten Eigenschaften erschöpft hätte. Und was den „Wilhelm Meister“ anlangt: wie herrlich ist seine reiche Welt „jenseits von Gut und Böse“, in echt künstlerischer und wissenschaftlicher Höhe über aller Moralität und allen möglichen sozialkritischen und einseitig-pessimistischen Felleitäten, an denen unsere modernste Dichtung geradezu unleidlich krank! Bei aller vornehmen Schlichtheit, meinestwegen bei aller Antiquirtheit der künstlerischen Mittel: welche Fälle der mannichfachsten ausgeprägten und in sich abgeschlossenen Charaktere! Welche moderne Romankunst kann sich Goethe darin gleichstellen und welche gäbe ferner mit allem ihren realistischen Kolorit eine lebendigere Anschauung des Zuständlichen? Derartiges wird mit den Mitteln, die in der Schule des Naturalismus gewonnen worden sind, erst noch zu leisten sein. Vor Allem auf dem Gebiet des Romanes, der bei uns neuerdings leider viel zu sehr vernachlässigt worden ist; denn Alle drängen nach der Bühne, — nicht immer aus künstlerischen Motiven. . .

Noch aus einem anderen, nicht unwesentlichen Grunde würde aber ein verständnißvolles Verhältniß zu Goethe und unserer Klassik ersprießlich sein. So viel wir uns auch auf technische Errungenschaften einbilden mögen, so sehr wir uns bestrengen, der deutschen Sprache neue, wirkungsvollere und intimere Wirkungen abzugewinnen: so ist ihr doch durch diese Experimente vielfach Gewalt widerfahren; und während sich die Evolution der Sprache etwa in Frankreich als organische Fortentwicklung und Weiterbildung einer festen Tradition darstellt, scheint bei uns die gute Tradition der Klassik, der in ähnlicher Weise wie ehemals Luther die Bedeutung sprachlicher Regeneration zukam, vielfach unterbrochen und ihre Weiterentwicklung durch tastende Experimente gestört, die oft genug von recht zweifelhaftem Werthe sind.

Wenn wir endgiltig vom Ausland loskommen und eine deutschere Kunst haben wollen, so werden wir, unter Vermeidung jeder nationalen Phrase, den gelockerten Anschluß an die klassische Zeit deutscher Literatur wieder enger herstellen müssen. Was vor zehn, fünfzehn Jahren mit der nothwendigen Opposition gegen die klassische Schablone nicht vereinbar schien, kann heute, wo wir zu größerer Selbständigkeit durchgedrungen sind, ohne Bedenkllichkeiten geschehen. Der Fortschritte, die wir dem Naturalismus verdanken, werden wir uns bei Alledem, so gründlich wir inzwischen auch mit seiner experimental-analytischen Richtung fertig geworden sind, nicht entäußern.

Diese Fortschritte sind bleibend. Denn wenn wir die deutsche Kunst, so weit sie sich von dem Geiſt ihrer erſten Blütheperiode beherrscht zeigt, eine gothiſch-chriſtliche und romantiſche nennen müſſen, ſo ſtellt ſich die deutsche Kunst der Neuzeit, beſonders ſeit Goethe, immer deutlicher als eine erdheimiſche und naturaliſtiſche dar und zeigt die ſieghafte Tendenz, ſich im naturaliſtiſchen Geiſte aller Gothik, alles Chriſtianismus und Romantizismus für immer zu entledigen.

Alſo nicht zur Gothik zurück führt die Entwicklung, ſondern von der Gothik fort ſtrebt der deutsche Volkscharakter und die deutsche Kunst zu neuen Offenbarungen.

Magdeburg.

Johannes Schlaf.



## Unehre.

**E**ine richtige wiener Hausmeiſterwohnung: ſchwer auffindbar, und wenn man ſie endlich entdeckt hat, gewöhnlich Niemand daheim; tief gelegen, ſo tief, daß man, wie nach den Kellerräumen, eine Reihe von Stufen hinabſteigen mußte, um ſie zu erreichen, und wenn man durch die Fenster nach der Straße ſah, erblickte man wenig mehr als die Füße der Vorübergehenden. Immer ward dunkel in der Wohnung, als wenn der Abend hereinbräche, und an trübten, kurzen Wintertagen herrſchte da ewige Nacht. Kein behagliches Pauſen: aber die Einwohner waren damit zufrieden und hatten es ſogar als ein Glück betrachtet, dieſen Unterſchlupf zu finden. Sie machten es ſich leicht, verbrachten den größeren Theil des Tages mit Nichtsthun und ließen die Parteien im Hauſe ſchimpfen, ſo viel ſie Luſt hatten. Der Wirth warf ſie ja doch nicht hinaus: Das mußten ſie und darauf hin ſündigten ſie in aller Gemüthsruhe. „Dieſe Bagage!“ hieß es im Hauſe. „Nie ſind ſie zur Stelle, wenn man ſie braucht. Keine Ordnung, keine Reinlichkeit. Und grob ſind ſie auch! Ja, warum der Wirth ſie trotz allen Klagen der Parteien nicht entläßt? Weil der Sohn des Wirthes die jüngere Tochter des Gefindels aushält. Sie ſitzen feſt und es läßt ſich nichts machen.“

Nein, es ließ ſich nichts machen. Die Tochter hatte ihre Eltern hier untergebracht, — und ſie ſaßen feſt. Sie waren die eigentlichen Herren im Hauſe, biſtirteten, nach der wiener Hausmeiſterart, Geſetze, hielten die Parteien in ſtrenger Zucht und krakehlten mit deren Dienſtboten. Beſonders die Frau. Sie hatte eben wieder mit Jemandem im Hauſe Zanf gehabt und erzählte nun ihrem Manne von der Sache. Sie ſaßen beim Kaffee, am Herde, der zugleich als Ofen diente, die Gasflamme war angezündet und erhellte den kellerartigen, umfangreichen Raum, in dem

das Paar wohnte, seine Mahlzeiten hielt und schlief. Von der Straße her ertönte das Wagengerassel und Klappern der Hufe und die Frau mußte ihre Stimme anstrengen, um sich dem Gatten vernehmlich zu machen, den ihre Gesichte übrigens gar nicht interessirte. Er war hager, phlegmatisch, träg. Langsam schlürfte er seinen Kaffee und stopfte sich seine Pfeife.

„Odr' doch zu schreien auf“, sagte er dabei. „Was geht es Dich an!“

Sie ereiferte sich. „Was es mich angeht, wenn solche Schlampe auf der Treppe lauft und brüllt, daß es eine Schande ist? Und in Einem fort rennt sie hinab ans Thor, wo die Mannsbilder auf sie warten . . . Was glaubt sie denn? Das ganze Haus bringt sie in Verruf . . .“

„Ich denke, wir sollten das Maul halten, mit unsrer Tochter“, meinte der Mann.

„Was!“ schrie sie ihn an. „Wie kannst Du so ein dummes Dienstmensck mit unsrer Mali vergleichen? Bist Du denn so ganz von Gott verlassen, daß Du nicht einsehst, was für ein Glück unsere Mali . . .“

Ein nachdrückliches Klopfen an der Thür zwang sie, ihre Rede zu unterbrechen. „Herein!“ rief sie ärgerlich. „Was giebt es denn schon wieder? Nicht einmal seinen Kaffee kann man in Ruhe trinken.“

Ein noch junges, schlankes und blaßes Frauenzimmer war eingetreten. Sie hatte ein Tuch um den Kopf gebunden, an ihrem Arm hing ein Rührchen, ihre Kleidung war sehr einfach und abgetragen, ihr ganzes Wesen still und gedrückt. Keine Glücklich: Das sah man ihr an.

„Jessa! die Toni!“ sagte die Frau, die Worte dehnend, und blickte die Eintretende von der Seite an. „Was verschafft uns denn die Ehre, gnädige Frau?“

„Geh', Mutter, reb' doch nicht so mit ihr,“ sprach der Mann mit halblauter Stimme, während die Kommende unschlüssig an der Thürschwelle stehen blieb.

„Recht hast Du, Toni, daß Du wieder einmal kommst,“ sagte er, zur Tochter gewendet. „Eltern bleiben Eltern. Willst Kaffee trinken? Wenig hätten wir!“

„Ich danke, Vater. Ich will nichts. Nur sehen wollte ich Euch . . .“

„Na, sey' Dich. Rah zum Herd. Siehst ganz verfrorren aus.“

Sie setzte sich. Die Mutter stand vor ihr, die Hände an den Hüften, das Haupt zur Seite geneigt, und betrachtete die Tochter vom Kopf bis zum Fuß.

„Bist noch immer bei ihm?“ fragte sie am Ende.

Die Blasse strich mit der Hand die Falten ihres Kleides glatt. „Noch immer, Mutter.“

„Und willst bei ihm bleiben, Du dumme Gans?“

Toni nickte bloß. Der Vater hingegen murmelte: „Laß sie doch in Ruhe! Was hilft es denn?“

„Ja, so bist Du,“ rief seine Frau so laut, daß er ganz erschreckt zusammenfuhr. „Was Dir unbequem ist, schiebst Du weg, . . . als wrenns damit aus der Welt geschafft wäre. Sieh' sie nur an, wie sie ausschaunt! Nicht wieder zu erkennen. Bläß und mager und elend . . . Und Das hat der Lump aus ihr gemacht! Mir ist es nicht egal, was aus dem Kinde wird, das ich geboren habe. Und wenn ein Kind mir Unehre macht und sich selber zu Grunde richtet . . .“

„Aber . . .“ fiel er verdrießlich ein. Er liebte die Ruhe und haßte Szenen.

„Nichts da, aber!“ unterbrach sie ihn. „Bis in die Seele hinein thät ich mich schämen, wenn ich Du wärest,“ sagte sie, der Tochter zugekehrt, hinzu. „Ein anständiges Mädel, — und lebst mit einem verheiratheten Mann!“

Toni hob das gesenkte Gesicht in die Höhe. „Mutter, Du weißt, daß wir Jahre lang gekämpft haben, Jahre lang! Du weißt, daß seine Ehe unauf löslich ist, daß er mich hier nicht heirathen kann, daß wir kein Geld haben, um auszuwandern und anderswo das Heimathrecht zu erwerben, daß wir uns nicht anders helfen können als eben so . . . mit einander zu leben, ohne Trauung . . .“

„Und sie schämt sich nicht einmal!“ rief die Mutter und stellte die Kaffeetasse so ungestüm auf den Herd, daß es klirrte.

„Nein, Mutter. Zum Schämen ist die Sache zu traurig.“

„Und da setzt sie sich hinein, in diese Traurigkeit. Wenn der Mensch noch schön wäre oder jung oder fesch. Aber nein. Nichts, gar nichts ist er. Und ein Viertelbuzend Franken hat er obendrein. Und in solche Jammerwirthschaft setzt sie sich hinein, hat nichts von ihrem jungen Leben als Plage und Kummer und Schande, macht ihren Eltern Unehre und will noch, daß man ihr verzeihen und alles Das gut und recht und schön finden soll. . . Bist Du denn ganz verrückt? Oder hat der Mensch Dich verhezt? Manchmal sage ich mir wirklich, daß er Dich behezt haben muß.“

Toni schüttelte stumm den Kopf. Ganz natürlich wars zugegangen, ohne irgend eine Zauberkunst. In der großen Druckerel, wo Beide gearbeitet hatten, waren sie mit einander bekannt geworden. Nach der Arbeit, beim Nachhausegehen. Im Anfang war ihr der Mann ein Wenig unheimlich gewesen. Sie hielt viel auf Sauberkeit und Ordnung und er war so vernachlässigt, so unsauber und unordentlich, daß er sie abstieß. Und auch sonst: zerstreut war er, zerfahren, unstet, oft unwirksam gegen seine Kinder, die ihm manchmal auf halbem Wege entgegenkamen und so elend ausfahen, daß Einem das Herz weithun mußte; und er schickte die Kleinen nicht selten allein nach Hause und ging nach einer Branntweinschänke, war auch nicht immer nüchtern, wenn er die Schänke verließ . . .

Sie war ihm dennoch gut, machte ihm Vorstellungen und Vorwürfe; und er hörte ihr mit gebeugtem Kopf zu; dann schüttelte er das Haupt und meinte, es wäre doch Alles umsonst und er müsse zu Grunde gehen, so oder so. Und endlich erzählte er ihr sein Leid. Sein Heim war eine Hölle. Seine Frau vertrat und verspielte in der Lotterie seinen Wochenlohn, machte Schulden oder versetzte, was es zu versetzen gab, um Geld in die Hand zu bekommen. Seine Kinder verflamen, sein Hauswesen ging zu Grunde, er hatte keinen Muth mehr, gegen sein Schicksal anzukämpfen, und war zum Trinker geworden, um sein Elend zu vergessen. Da war das Mitleid in ihr erwacht und mit dem Mitleid die Liebe. Sie hatte ihn retten wollen und hatte ihn gerettet. Aus Liebe zu ihr, gestärkt durch das Bewußtsein, daß auch sie ihn liebte, war er umgekehrt und wieder ein braver und starker Mensch geworden. Lange, lange hatte sie dem Besten, dem Wunsch, in sein Haus zu ziehen, widerstrebt, hatte gemeint, daß sie auch ohne Das für ihn und die Kinder sorgen könnte . . . Aber endlich hatte sie auch darin nachgegeben. Er mußte sie in seinem Hause haben, wenn er ein eigentliches Heim haben,

sie mußte um die Kinder sein, wenn sie ihnen wirklich Mutter sein wollte. Und so war sie zu ihm gezogen . . .

Nun hatte er ein Heim, hatte Ordnung und Frieden und Liebe im Hause, seine Kinder waren sorgsam überwacht und er selbst ein anderer Mensch geworden: nüchtern, ordentlich, fleißig, ein braver Hausvater. Und seine Kinder sagten Mutter zu ihr . . .

Sie bereute nicht, was sie gethan, hatte es keinen Augenblick bereut. Sie hätte es noch einmal, hätte es noch hundertmal gethan. Daß sie viel tragen und ertragen, daß sie dem Manne viel, viel tragen helfen mußte, behielt sie für sich. Aber schwer wars oft, entsehrlich schwer, was sie zu tragen hatten mit einander. Und daß er ihr nicht seinen Namen geben, nicht seine Frau aus ihr machen konnte, lastete auf ihm noch tausendmal schwerer als auf ihr.

Sie fuhr aus ihrem Sinnen auf, wandte sich zu ihrer Mutter und blickte ihr fest in die Augen: „Mutter, wenn man Jemanden so recht von Herzen lieb hat und Der hat an einer Last zu schleppen, die für ihn allein zu schwer ist, dann fragt man nicht nach dem Berede der Leute, dann hat man nur einen Wunsch: ihm tragen zu helfen! Siehst Du: er braucht mich so nothwendig, es hat nie ein Mann eine Frau so nöthig gehabt wie er mich. Und daß er mich lieb hat und gut ist zu mir, darfst Du mir auch glauben. Er arbeitet den ganzen Tag, für sich und für mich und die Kinder. Soll er nicht sein Bißel Händlichkeit haben und seine Ordnung, wenn er müde nach Hause kommt? Er ist jezt so gern zu Hause, will nichts wissen von Wirthshäusern, seit er mich hat . . . Wenn zwei Menschen so eng zu einander gehören wie wir Zwei, dann, Mutter, bleibe man zusammen. Mich reut nur Eines: daß ich ihn so lange habe warten lassen.“

Der Vater räusperte sich. Er war gerührt. Die Mutter hingegen suchte die Achseln und fragte in wegwerfendem Ton: „Und seine Frau? Was sagt denn Die zu Eurer Liebe?“

Toni blickte zu Boden. „Seine Frau ist längst nicht mehr bei ihm“, antwortete sie kalt und still. „Wo sie sich herumtreibt, wissen wir nicht. Manchmal, wenn sie Geld oder sonst was haben will von ihm, kommt sie . . . Und wenn wir ihr was gegeben haben, geht sie wieder fort. Nicht einmal nach den Kindern fragt sie, wenn sie kommt . . . Und die Kinder fürchten sich vor ihr. Sie ist ja meistens betrunken!“

Bei diesen Worten zog sie, wie fröstelnd, die Schultern in die Höhe. Gräßlich wars, wenn die Gefunkene kam. Wenn es möglich war, verschwieg sie es dem Manne und schüttelte auf seine ängstliche Frage: „War sie wieder da?“ verneinend den Kopf. Sie verschwieg ihm auch, wie diese Frau ihr begegnete, mit welchen Schimpfsworten die Verkommene sie verfolgte. Er hatte schon so namenlos viel gelitten, Jahre lang. Sie wollte ihm ersparen, was sie ihm ersparen konnte. Aber diese Angst vor der Frau, dieses Herzklappen, wenn die rohe Stimme an ihr Ohr schlug, die brennende Scham, wenn die Nachbarn von dem Besuch merkten und zusammenliefen und an der Thür horchten, das Mitleid mit den Kindern, die sich scheu verkrachten, wenn sie ihre Mutter sahen: ja, ja, alles Das war hart zu ertragen und aussichtslos wars obendrein und hob jeden Tag von Neuem an . . . Wie zitterte sie auf der Straße vor einer möglichen Begegnung mit der Frau, wie ängstlich hastete sie nach Haus, in steter Furcht,

die Frau könnte während ihrer Abwesenheit gekommen sein, — und welche nimmer ruhende Sorge bereiteten ihr die Kinder, in deren Zügen und Wesen sie angstvoll forschte, ob sie nicht ihrer Mutter ähnlich und Das werden könnten, werden würden, was aus der Mutter geworden! . . . Und sie liebte die Kinder. Es waren ja auch seine Kinder und hingen an ihr und waren so arm! Eine solche Mutter zu haben! Aber hart war ihr Leben und leidvoll ihr Lieben.

„Ich sage Dir nur Eins“, begann ihre Mutter nach einer Stille wieder. „Ich schäme mich zu Tode Deinetwegen. Und der Mann darf mir nie ins Haus. Nie! Merk' es Dir.“

„Er wird Dir nicht beschwerlich fallen“, versetzte Toni mit einem müden Lächeln. „Aber nun sag' Du mir Eins, Mutter: Nali lebt doch auch mit einem verheirateten Mann. Warum findest Du denn Das bei ihr ganz in der Ordnung?“

Die Mutter blickte sie voll Geringschätzung an: „Wenn Zwei das Selbe thun, kann es darum doch grundverschieden sein, meine Liebe. Und sie lebt ja auch nicht mit ihm. Der junge Herr besucht sie nur manchmal. Und er sorgt für sie. Wie sie nur wohnt! Wie eine Prinzessin, sage ich Dir. Hat Geld in Hülle und Fülle und schöne Kleider und schenkt uns immer Etwas, wenn sie uns besucht. Die Stellung im Hause hat sie uns ja auch verschafft! Sie denkt doch an ihre armen, alten Eltern, die Nali. Und die junge Frau weiß ja von nichts. . . Und überhaupt: der Mensch muß Karriere machen. Die Nali macht Karriere. . . Wenns mit Dem aus ist, nimmt sie sich einen Andern. Mir ist nicht bang um die Nali! Die wird sich nie wegwerfen an einen Hungerleider, an Der werden wir immer eine Stütze haben. Ja, wenn Du wärst wie die Nali! Aber Du bist schlecht, Du hast keine Ehre im Felde und Deine Eltern gelten Dir nichts. Aus der Haut könnte ich fahren, wenn ich Dich bloß sehe!“

Toni stand auf. „Ich komme so bald nicht wieder“, sagte sie still. „Wir verstehen uns nicht, Mutter. Behüt' Euch Gott.“

Der Vater machte eine Bewegung nach ihr hin, wie um sie zurück zu halten. Seine Frau aber packte ihn beim Arm und stellte sich vor ihn hin. Er fügte sich und ließ die Tochter gehen.

Als die Beiden zu Bett gegangen waren und der Mann schon schläfrig die Augen geschlossen hatte, sagte seine Frau plötzlich: „Was für eine Unchre das Mädel uns doch macht!“

„Ja, ja“, gab er ihr schlaftrunken zur Antwort, „Ehre macht sie uns nicht, die Nali.“

Die Frau fuhr in ihrem Bett auf: „Wer redet denn von der Nali, Du Esel? Ich rede doch von der Toni!“

„Ach so.“ Und schläfrig drehte er sich auf die andere Seite. „Ich hab' gedacht, Du redest von der Nali.“

„Gott bewahre!“ Sie machte Licht und trank einen tüchtigen Schluck aus der Cognacflasche, die sie von der jüngeren Tochter geschenkt bekommen hatte.

Wien.

Emil Marriot.



## Südseebilder.

„Als in Deutschland nichts mehr los war  
 Und die Konfurten zu groß war,  
 Stürzte man sich wuthentbrannt  
 Mir Gott, für König und Vaterland,  
 Auf's Kolonifiren.“

**S**o klang es nach der Weise des Römerliedes ziemlich häufig vom laubumkränzten Klubbhäuschen hinaus auf die mondbestrahlte Südsee.

Seitdem die Ansicht der Jünger Nestulaps von der nützlichen Enthaltensameit im Reich der Tropensonne durch die praktischen Erfahrungen unserer Afrikaner widerlegt worden ist, sind die wackeren Pioniere unserer gepriesenen Kultur im fernem Südosten hinter dem Fortschritt nicht zurückgeblieben, sondern versuchen, das bewährte Rezept der boma auch in ihren beschriebenen Erholungsräumen in Stephansort oder Natupi zu erproben. Der übliche, das Fieber vertreibende Tropentrunk findet als belebendes, wenn auch nicht gerade billiges Erbauungsmittel reichlichen Zuspruch und die erregte Phantasie malt allerlei liebliche Bilder aus der fernem Reichshauptstadt, in der es sich so charmant leben läßt.

Es geht manchmal recht lustig zu dort drunten in den Wäldern der Papuas, seitdem der W-iche die Opferfeste störte, die mit dem Duff schmorendem Menschenfleisches die Küstern des schwarzen Kriegers blähten, um an ihre Stelle die harmloseren Vergnügungen der Civilisation zu setzen. Ja, die Kultur hat ihren Einzug in die große Bergesinsel gehalten, die unter dem Namen Neu-Guinea sich in Deutschland eines kleinen, aber auserlesenen Bekannntkreises erfreut. Fürsten der Börse und blaublütige Ritter zählt die einsame Riesendame der Südsee zu ihren Verehrern und hat es als echte Courtisane verstanden, ihre Anbeter durch drei Lustren an sich zu fesseln und viel zu nehmen, aber wenig zu geben. Da ist es nicht wunderbar, daß auch die Standhaftesten schließlich ihr Verhältniß zu der Schönen gern lösen möchten, wenn sich nur ein Nachfolger fände, der außer der Rolle des Liebhabers auch die leidigen Unkosten — man spricht von einigen Millionen — übernehmen wollte, die die interessante Liaison bisher erfordert hat. Endlich hat sich Einer gefunden, dem schon Manches in überseeischen Liebeshändeln aufgehängt worden ist, und Alles wäre längst in bester Ordnung, wenn nicht seine dreihundertsiebenundneunzig Kuratoren erst ihre Zustimmung zu geben hätten. Freilich hat man ihnen in einer Schrift, die offenbar wegen ihrer Bedenklichkeit „Denkschrift“ heißt, die Dame Guinea in so glühenden Farben geschildert, daß die ohnehin vielgeplagten Herren, die noch immer keine Diäten für ihre selbstlose Aufopferung erhalten, leicht nachgeben könnten.

Das Jahr 1884, in dem bekanntlich der Kolonialtaumel den Deutschen Michel ergriff, ist auch das Geburtsjahr unserer Südseekolonie in dem eigentlichen Neu-Guinea (Kaiser Wilhelms-Land) und im Bismarck-Archipel. Als jene fernem Gebiete unter deutschen Schutz gestellt wurden, war man sich über den Werth dieser Landermwerbung ziemlich unklar und man ist es noch heute: dank den Verwaltungsgrundrissen der Neu-Guinea-Compagnie. Am siebengehnten Mai 1885 wurde dieser Gesellschaft die Ausübung der Landeshoheit über das Schutzgebiet übertragen, — und mit diesem Tage hebt die ruhmvolle Geschichte der Neu-Guinea-Compagnie an. Die unter dem Namen „Samoafahrten“ im Buchhandel erschiene-

nen Reiseabenteuer des Dr. Finckh, die wenig wissenschaftlichen und noch weniger praktischen Werth haben, eröffnen in würdiger Weise die Aera dilettantischen Robinsoventhums, das in Neu-Guinea seitdem den Nimbus des Forschers und Entdeckers für sich beansprucht. Mit Ausnahme der botanischen Ergebnisse der wissenschaftlichen Expedition von 1886/87 ist in einem Zeitraum von vierzehn Jahren nicht eine namhafte wissenschaftliche Leistung zu verzeichnen. Selbst die Küstenerforschung ist ganz laienhaft betrieben worden und seit der Befahrung des Kaiserin Augusta-Flusses im Jahre 1887 hat jede planmäßige geographische Erschließung der geheimnißvollen Berginsel geruht, bis im Jahre 1896 die Herren Dr. Kersting und Dr. Lauterbach den wichtigen Ramusfluß entdeckten. Wer, wie ich, Gelegenheit gehabt hat, die wissenschaftlichen Leistungen der Engländer in Britisch-Guinea während des selben Zeitraums und unter den selben Schwierigkeiten kennen zu lernen, kann sich eines bitteren Gefühles der Beschämung nicht erwehren, wie weit wir hinter den Engländern zurückgeblieben sind, die mehr von dem deutschen Gebiet: wissen als wir selbst. Da ist denn der Versuch der Neu-Guinea-Compagnie, in ihren „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelms-Land“ immer wieder den Anschein zu erwecken, als sei das ganze Streben der Gesellschaft auf wissenschaftliche Erforschung des Landes gerichtet, geradezu kläglich zu nennen. Unter diesen schwülstigen Berichten nehmen die Fahrten des Landeshauptmanns von Schleinitz und des Kapitäns Dallmann den ersten Platz ein, — und doch muß selbst die Neu-Guinea-Compagnie zugestehen, daß die von ihnen gelieferten Skizzen — von Karten kann gar nicht die Rede sein — für die Schifffahrt unbrauchbar sind. Verdorben noch als dieses selbst ausgestellte Armuthzeugniß sprechen allerdings die ragenden Bracks und Schiffstrümmer, die alle Risse zieren, für die Unzulänglichkeit der Karten. Eine solche Menge von Fahrzeugen ist im Laufe der Jahre dort verloren gegangen, daß, wenn diese Methode der Hydrographie nicht für die Versicherungsgesellschaften doch gar zu kostspielig wäre, man sie beinahe zur Nachahmung empfehlen könnte. Die geborstenen Schiffskolosse machen die Klippen und Untiefen besser kenntlich als irgend welche Bojen, Seemarken oder Zeichen auf den Karten. Der Zugang zu den Hermitinseln konnte wirklich nicht besser festgelegt werden als durch die beiden im vorigen Jahre gescheiterten Schiffe, die nunmehr als Wächter zu beiden Seiten der Fahrtrinne stehen. Als die Compagnie auf diese Weise vier Dampfer verloren hatte, blieb ihr, um ihre übrigen Schiffe vor dem selben Schicksal zu bewahren, nichts übrig, als sie schleunigst zu verkaufen und den Schiffahrtsdienst fortan dem Norddeutschen Lloyd und der Kaiserlichen Marine zu überlassen. Werkwürdiger Weise sind gelegentlich dieser häufigen Strandungen immer zuerst die mit alkoholischen Getränken gefüllten Kisten über Bord geworfen worden. Ob Das nun besonderen anti-alkoholischen Anwandlungen der Mannschaft zu danken ist oder ob ein unaufgeklärter Zusammenhang zwischen den erschrecklich vielen leeren Bier- und Sektlisten, die auf dem Boden des Meeres schlummern sollen, und dem leidigen Umstande besteht, daß die Ertragnisse des Einfuhrzollens auf Spirituosen durchaus nicht in dem gewünschten Maß steigen wollen, lasse ich dahingestellt.

Um die Palme wissenschaftlichen Ruhmes hat sich also die Neu-Guinea-Compagnie nicht beworben und auch die christliche Seefahrt ist keineswegs ihr Resthäkchen gewesen. Aber vielleicht hat sie andere Verdienste? In der That wurde



Vieles unternommen, aber wenig durchgeführt. Am neunundzwanzigsten Juni 1885 gingen die ersten Beamten nach Neu-Guinea und ihnen sind viele Andere aus allen Berufsständen gefolgt. Aber so Mancher schläft den ewigen Schlaf unter Palmen, — und die Wenigen, die nach kurzem Aufenthalt heimgelehrt sind, werden der Neu-Guinea-Compagnie, die sie einst in die Ferne schickte, dafür kaum Dank wissen. Oft mußte die Gesellschaft erst durch Richterpruch gezwungen werden, Ansprüche ihrer früheren Angestellten zu befriedigen. Um ein anschauliches Bild des ganzen Jammers zu geben, würde eine wahrheitgetreue Uebersicht des Beamtenzu- und -abganges, den die Gesellschaft in der kurzen Zeit ihres Bestehens gehabt hat, genügen; nach einer solchen Zusammenstellung sucht man aber vergebens in den „Nachrichten aus Kaiser Wilhelms-Land“. Anstatt Dessen sind zweifelhafteste, von Laien aufgestellte meteorologische und klimatologische Tafeln in Menge vorhanden und geben den Berichten den Charakter aufstringlicher Reklame. Die Eingeweiheten werden freilich nicht darüber zu täuschen sein, daß praktische meteorologische Ergebnisse, etwa für die Kultur der Tabakpflanze, bisher gänzlich fehlen.

Es ist ein klägliches Fiasko, das die Börseherren mit ihrem Fürstenthum an den Westaden der dunkelblauen Südsee erlitten haben. Die Sucht, zu regiren, hat außer einem Herrbild bürokratischer Selbstherrlichkeit nichts zurückgelassen als einen Wust verstaubter Akten, die mehr verschleiern als aufklären. Erfährt der Uneingeweihte nur von einem Blühen und Gedeihen, das alle Erwartungen übertrifft, so ist die nackte Wahrheit um so trauriger. Von den fünfzehn Stationen, die im Laufe der Jahre an den Ufern der Astrolabebai und des Suongoltes entstanden sind, ist nur eine noch in einigem Umfange erhalten, eine andere fristet als primitiver Händlerhohle ein kümmerliches Dasein und in Friedrich Wilhelms-Bafen sind einige morsche Baracken kürzlich frisch gestrichen worden, um dem Deutschen Reich bei seinem feierlichen Einzug als Morgengabe präsentirt zu werden. Die erste Gründung, Finschhafen, dessen Anlageplan mit seinen Kirchen, Hotels, Opernhäusern und anderen Ausgeburten einer spekulativ erhöhnten Börsenphantasie dormaltst das werthvollste Dokument eines Neu-Guinea-Museums bilden dürfte, beherbergte viele Jahre hindurch ein Heer von Beamten, das in dem Verkehr mit australischen Barmädcher einigen Ersatz für den Mangel an jeglicher Beschäftigung suchen mußte. Das Idyll ward aber eines Tages jäh unterbrochen. In kurzer Folge starben nach einander zehn Europäer, worauf die Ueberlebenden ohne weiteres Besinnen dem Orte des Schreckens den Rücken kehrten. In Hahfeldthafen fielen im Jahre 1890 zwei Missionare und ein Pflanzer der Heimtücke Eingeborener zum Opfer: ihre Gebeine bleichen ungerächt auf dem unwirthlichen Strande, den die Neu-Guinea-Compagnie Hals über Kopf preisgab. Wenn nicht die Kriegsschiffe und der kaiserliche Richter Dr. Hahl wenigstens gelegentlich Sühne gefordert und erhalten hätten, so würde bei den Kanaken der letzte Rest von Autorität der Europäer verschwunden sein. Als die Würder des Forschungreisenden Ehlers in Stephansort dingfest gemacht worden waren, konnte das ordentliche Verfahren nicht eingeleitet werden, weil bereits seit Jahresfrist Kaiser Wilhelms-Land keinen Richter besaß und der richterliche Beamte aus dem zwei Tagereisen entfernten Bismarck-Archipel von der Neu-Guinea Compagnie keinen Dampfer gestellt erhielt. Nicht einmal ein sicheres Gefängniß war dank der Knauferigkeit der Compagnie vorhanden; und in dieser Nothlage ein Kriegsgericht oder ein ähnliches

Ausnahmegerecht über die Mörder abzuhalten, mochte der kommissarische Landeshauptmann mit Recht für unthunlich ansehen, nachdem kurz vorher die Petershege ihre bekannten Triumphe spießbürgerlicher Skandalsucht gefeiert hatte. Die beiden Mordgesellen brachen darauf eines schönen Morgens aus dem Gefängniß, der ganzen Gegend bemächtigte sich natürlich eine wahre Panik, — und als nach einem erfolgreichen Streifzuge gegen die Flüchtigen endlich wieder Beruhigung eingetreten war, hatte man dem Tod des Landeshauptmanns Kurt von Hagen zu vertrauern, der auf der Streife von einer feindlichen Kugel getroffen worden war. Der Neu-Guinea-Compagnie kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß indirekt durch ihre beispiellosen Unterlassungsünden in dem Verwaltungsdienst der Kolonie der durch Eigenschaften des Herzens und Geistes gleich ausgezeichnete Mann ein vorzeitiges Ende gefunden hat. Man hätte erwarten können, daß die Gesellschaft wenigstens für seine Hinterbliebenen den Umständen entsprechend gesorgt hätte, — aber kaum etwas Nennenswerthes ist geschehen. Vielleicht durfte man den Herren, die mit Millionen so spielend rechnen, nicht zumuthen, daß sie ihre kostbare Zeit den bescheidenen Ansprüchen einer Wittve und einer Waise opfern sollten.

Der Tod Kurts von Hagen war ein harter Schlag für die junge Kolonie, die seiner rastlosen Thatkraft ziemlich Alles verdankt, was in Neu-Guinea bleibenden Werth hat und entwickelungsfähig ist. Nicht als ob unter seinen Vorgängern nicht zeitweilig auch recht brauchbare und tüchtige Beamte gewesen wären, aber Admiräle, Geheime Oberposträthe und Gerichtsassessoren mögen an und für sich recht nützlich sein, in Kaiser Wilhelms-Land waren sie jedenfalls nicht am Plage und hoben für ihre mangelnde Sachkenntniß nur schlecht durch endlose Schreibereien und Verfügungen entschädigt. Das bürokratische System der Gesellschaft — wenn

man — verlangte  
gefährdete Berichte  
Compagnie in ihrem  
Generaldirektor ganz  
hinterpommersche  
mag er allerdings  
ert haben. Zum  
n Unkenntniß der  
st sich die Kolonie  
ent ihm ein dem  
es perlende Nash,  
b, gelegentlich be-  
den schier unüber-

h gewesen, haben  
waltung der Neu-  
ger wahrlich hohe  
dem Staatsentwurf  
schrift lehrt, über  
regung zu geben,  
sollte der Zweck  
aus Blum.

Man kann das verhängnisvolle System nennen  
freilich Leute, die auch im Urwalde die Feder handhaben, um sich  
für die Aktionäre herzustellen. Nun scheint die Neu-Guinea-Com-  
pagnie ersten Beamten, dem Rechtsanwalt Skopnik, einen Ver-  
such ihren Wünschen gefunden zu haben; und seit dieser Herr seine  
Anwaltsprozess „aus Familienrückichten“ aufgegeben hat, m-  
rein dramatische Grundsätze über das Geldverdienen adopt-  
Kolonialbeamten konnte er sich aber nur in Folge seiner total-  
Verhältnisse für befähigt halten. Dank seiner Thätigkeit befindet  
seit Jahresfrist in völligem Stillstand und als Leibtrabant die  
Zuge des Bacchus entsprungener Silen, der, in der Linken die  
mit der Rechten eine Maid aus Batavia an seine Brust drücken  
kann werden läßt, daß die von ihm geplante Ramm-Expedition trotz  
windlichen Schwierigkeiten demnächst beginnen wird.

Die Zustände in Kaiser Wilhelms-Land sind nie erfreulich  
sich aber in den letzten anderthalb Jahren durch die Mißver-  
Guinea-Compagnie immer unerfreulicher entwickelt. Es ist da-  
Zeit, daß das Reich eingreift. Diese Absicht ist ja auch nach  
vorhanden; freilich täuschte sich das Kolonialamt, wie die Den-  
die wirklichen Verhältnisse. Dem Reichstag deshalb eine An-  
damit er alle thatsächlichen Angaben mit äußerster Vorsicht prüft,  
dieser Zeilen sein.

Lieutenant a. D. S.

## Selbstanzeigen.

**Paris 1870/71.** Illustriert von Chr. Epenex. Verlag von C. Krabbe in Stuttgart. Preis 2 Mark.

Meine Kriegsbildung „Paris“ bildet mit den früheren „Dies Ira“ (Sedan) und „Gravelotte“, gleichsam eine Trilogie der Ereignisse von 1870, ihrer Ursachen und Wirkungen, ihrer eigenthümlichen Phänomene und der tieferen Gründe dieser weltgeschichtlichen Erscheinungen. Doch geht „Paris“ insofern über den Rahmen der beiden anderen Werke hinaus, als hier nicht nur wenige Katastrophentage veranschaulicht werden, sondern die gesammte Belagerung von Mitte September bis Mitte Februar in den Kreis der Betrachtung gezogen wird. Doch bilden die großen Ausfallschlachten Champigny-Biliers auch hier den Kern des Ganzen; sie waren reich an aufregenden Wechselfällen und das Ungewöhnliche der Verhältnisse — eine Feldschlacht gleichsam auf dem Glacis einer Riesenfestung, von zahllosen Fortbatterien umschlossen und fortdauernd begleitet — gewährt für epische Malerei reichen Stoff. Natürlich beschränkt sich diese Ausmalung nicht aufs Neugierliche des Schlachtsbildes, sondern auch alle Nebenszenen einer solchen Tragödie, wie sie vor und nach dem Ringen sich abspielen, werden berücksichtigt. Eben so die sozialen und politischen Zustände in Paris, das Treiben der Boulevards und Klubs, der Regierung und Presse Neben vielen anderen Persönlichkeiten — so tauchen z. B. auch Vesséys und Boulanger auf — heben sich besonders die Charakterköpfe von Trochu und Ducrot vom bewegten Hintergrunde ab. Auf deutscher Seite fehlen so markante Persönlichkeiten; immerhin wird deutsche Eigenart genügend gezeichnet. Nicht geringen Nachdruck legte ich auf das Landschaftliche des Panoramas von Paris und auf die Schilderung des Seineethales, wie denn die wahre Schlachtenmalerei großen Stils sozusagen alle anderen Genres umfaßt: Landschaft, Portrait, Genre, Stillleben und Historie oder, um es anders auszudrücken, heroisches Fresko und niederländische Kleinmalerei, Panorama und Diorama. Dabei blibt oft höhere Geschichtsphilosophie durch, die den Sturz des napoleonischen Empire mit der Neugründung des germanischen Barbarossareiches verknüpft.

Karl Bleibtreu.



**Gesammelte Werke von Guy de Maupassant**, deutsch von Max Schoenau. Band 1 und 2, enthaltend die Novellensammlungen: Das Haus der Frau Tellier. — Der Horla. — Ruyflose Schönheit. — Miss Harriet. — Herr Parent. — Schnepfengeschichten. — Toni. — Fräulein Jifi. Berlin, Verlag von Freund & Jodel.

Der Verlag von Freund & Jodel ist vor etwa zehn Jahren mit der ersten autorisirten Maupassant-Übersetzung in die Oeffentlichkeit getreten und auch der unterzeichnete Uebersetzer durfte später für diesen Verlag zwei Bändchen Novellen von Maupassant und dessen Roman „Bel-Ami“ („Der schöne Georg“) ins Deutsche

übertragen. Die jetzt herausgegebenen zwei Bände sind der Anfang einer deutschen Gesamtausgabe von Naupassants Werken. Der Uebersetzer will nicht, wie es von anderer Seite versucht wurde, eine „freie“ Uebersetzung der Dichtungen Naupassants bieten, sondern er hat sich bemüht, sie möglichst wort- und sinngetreu wiederzugeben. Bei einem Sprachkünstler wie Naupassant ist das Wesen untrennbar von dem Wort; und wer den Dichter wirklich kennen lernen will, sollte ihn nur im Original oder in einer wortgetreuen Uebersetzung lesen. Da wir Deutschen niemals sparsamer sind, als wenn wir ein Buch kaufen sollen, ist es vielleicht nicht überflüssig, auch auf die Billigkeit der Ausgabe von Freund & Jettel hinzuweisen. Jeder der beiden Bände kostet nur vier Mark.

Wag Schoenau.



**Mensch und Dichter.** Von Franz Leppmann. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin-Paris 1899.

Meine Arbeit hat vielleicht etwas auf den ersten Blick Bestrebliches. Es sei mir darum gestattet, mich über diejenigen Anschauungen und Bestrebungen zu äußern, die ihr dieses Gepräge verliehen haben. Mir will die herkömmliche Weise der Kunst-Theorie und -Kritik, die von niedrigem Standpunkte aus, was sie zu sagen hat, schlecht und recht sagt, geschmacklos, ohne Würde und fürchterlich langweilig scheinen. Ueber die Vangeweile sucht man in letzter Zeit durch Einführung eines kurzschloß-losen Tones hinwegzukommen, — um immer tiefer in die Geschmack- und Würdelosigkeit hineinzugerathen. Was wir Alle erstreben — und wozu doch kaum die ersten Anfänge da sind —, ist ja die Schaffung einer deutschen Kultur, Das heißt: einer Einheit des Kunststils in allen Aeußerungen des nationalen Geisteslebens. So versuche ich, an dieser Einheit zu arbeiten, indem ich der modernen kritischen Literatur Etwas von der künstlerischen Durchsättigung ihrer produktiven Schwester mittheilen möchte. Und zwar sollte nach meiner Auffassung das Essai künstlerisch sein nicht nur in dem äußerlichen Sinne einer liebevoll eingehenden Sprachbehandlung, sondern vor Allem in der ganzen Weise der Stoffanschauung, künstlerisch in der inneren Form. Diesem Ziele bin ich in „Mensch und Dichter“ nachgegangen.

München.

Franz Leppmann.



**Der neue Gott.** Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Mit Kopfleisten von W. Caspari. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 1899. Preis 5 Mark.

Mein Buch soll eine Kritik des modernen Menschen, seiner festlichen Zustände, seiner geistigen Ueberzeugungen, seiner Lebensideale sein. Das Ringen unserer Zeit um eine neue Weltanschauung, um neue religiöse, künstlerische und ethische Auffassungen bildet den Gegenstand meines Wertes. Ich suche darzutun, daß wir an einem bedeutsamen Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit stehen, an der Grenze einer alten Welt und eines „Zukunft-

landes". Die große Kulturarbeit der Vergangenheit wurde wesentlich durch orientalische Völker und durch die südwesteuropäischen Arier, durch Griechen und Römer und ihre Geisteserben, die Romanen, geleistet. Trägt die asiatische Kultur einen idealistisch-religiösen Charakter, so strebt die alt- und neuromanische nach materialistisch-wissenschaftlicher Welterkenntniß und Lebensthätigkeit. In ihren Auffassungen und Werthungen des Daseins, in ihrem „Rassencharakter“, stehen die beiden Kulturen einander schroff gegenüber und ein großer Zwiespalt des Denkens und Seins geht auch durch das ganze Leben der Vergangenheit. Viel jünger, sehr jung noch ist die Bildung des nordeuropäischen Ariers, der germanischen Völker. Sollte nicht vielleicht aus ihrem Geiste und Wesen eine eigenartige neue Weltanschauung hervorgehen, die jenen Streit und Zwiespalt überwindet, die „Welträtselfel“ auf unerwartete Weise „löst“, indem sie von ganz anderen Gesichtspunkten aus an sie herantritt? Und wird nicht dadurch unser ganzes Leben eine Umgestaltung erfahren, in all seinen Formen und Einrichtungen? Auch mein Buch ringt um solch eine neue Weltanschauung.

Ich stelle in ihm das neunzehnte Jahrhundert dar, als das große Sterbejahrhundert der Renaissancekultur, der Ideen und Ideale, die an der Schwelle der Neuzeit erwachten. Der Pessimismus und die müden Decadencestimnungen der Gegenwart sind Ausfluß eines siechen Geistes, der den Glauben an die überlieferten Ideale verloren hat und den sie nicht mehr zu erwärmen und zu begeistern vermögen. Aber er ist auch noch unfähig, eine neue Auffassung vom Werth des Lebens zu begründen. Eine alte Kultur stirbt ab, doch zugleich ringt sich eine neue langsam empor. Dieses Jahrhundert, das uns mit mehr Entdeckungen und Entdeckungen überschüttet hat als die letzten vier Jahrtausende zusammen, zwingt uns zu einer vollständigen Umgestaltung unserer bisherigen Weltvorstellungen. Aber die neuen Erkenntnisse blieben bisher ein bloß gelehrtes Wissen, Ergebnisse einer reinen Thatforschungsrichtung, nichts als ordnungslos durcheinanderliegende Bausteine eines neuen Weltgebäudes. Unsere „Modernen“ sind entweder decadente Vergangenheitsmenschen, in Wahrheit Verfalls- und Niedergangsnaturen, Kinder einer überlebten Kultur, oder Naturalisten, sehr nützliche Körnerseelen, aber keine wahrhaft produktiven Geistesmenschen. Aus diesem alexandrinischen Jahrhundert treten wir in ein neues hinein, das uns den bauenden Geist erwecken soll, die eigentlich künstlerischen Schöpfungskräfte, den glaubenbildenden, philosophisch-religiösen modernen Menschen.

In Nietzsches Philosophie sehe ich nur eine große, wüste chaotische Auflösung der alten Welt, — einen echt romantischen Versuch, die Renaissanceideale noch einmal zu einem Scheinleben aufzuerwecken, Totes zu galvanisiren. Ihre durch und durch von romanischem Wesen erfüllte Auffassung widerstreitet gerade dem germanischen Geiste, der vielleicht der eigentliche Träger der Zukunft sein wird. Nietzsches Ichbegriff ist in Wahrheit ein sehr niedriger; die Geschichte hat dieses romanische Ich längst ad absurdum geführt und Bedeutung hatte es nur im Kampf gegen das Welt und sich selbst verneinende orientalische Ich. Liegt nicht gerade in der Erkenntniß eines neuen Ichbegriffes das Ganze und das Alles einer neuen Weltanschauung?

In meinem Buche suche ich durchzuführen, daß Ich und Welt völlig identische Dinge sind, eben so wie Geist und Materie, Einheit- und Vielheitvor-

stellung. Meine Anschauung bezeichne ich als eine monistisch-dualistische. Unser Verstand ist ein bloßes Orientirungsorgan, und nur um uns in der Welt zurechtzufinden, fassen wir die Dinge zweiseitig auf, bemächtigen wir uns ihrer durch zwei Vorstellungen, eine objektive und eine subjektive, eine geistige und eine sinnliche, eine idealistische Einheit- und eine materialistische Vielheitvorstellung. So verwandelt sich das Ding fortwährend, — und Verwandlung ist das allgemeinste, eigentlichsste Wesen der Welt. Von diesem heraklitischen Standpunkte aus suche ich die alten ewigen Gegensätze der materialistischen und idealistischen Poesie, das kantische „Ding an sich“ und die Ignorabimuslehre zu überwinden. Wir sind allerdings gezwungen, fortwährend in Gegensätzen zu sprechen, weil wir immer zwei Vorstellungen in einander wirken. Aber nur, wenn wir einseitig vorgehen, die Einheit- über die Vielheit-Vorstellung, die subjektive über die objektive, die idealistische über die materialistische erheben, oder umgekehrt, wenn wir die Eine für die einzig wahre, die Andere für die falsche ansehen, — dann erscheinen uns die Gegensätze als wirkliche, unüberwindliche Gegensätze, dann ist die Welt eine zerrissene und wir können uns nie verstehen. Alle Gegensätze aber werden zu Identitäten, wenn wir sie nur als Verwandlungsbilder erkennen, wenn wir wissen, daß wir die Dinge nur von zwei verschiedenen Seiten, gewissermaßen von vorn und vom Rücken aus ansehen. Jede Einheit ist eine Vielheit, und umgekehrt, der Streit um egoistische oder altruistische Sittlichkeit ein Wortstreit. Der Daltonismus zeigt uns, daß ein rothes Ding zugleich ein grünes sein kann. Gerade die moderne Naturerkenntniß stützt mit tausend Stützen diese Verwandlungsphilosophie, — ja, ohne ihre Lehren von der Entwicklung, von der Erhaltung der Kraft, vom Stoffwechsel, ohne unsere neuen Erfahrungen von den Zeugungsvorgängen in der Natur wäre sie gar nicht durchzuführen. Für den Verstand muß es allerdings als ein heller Wahnsinn erscheinen, wenn ich A zu B werden lasse, und ich habe auch nichts einzuwenden, wenn mich ein Philosoph aus der alten Schule der reinen Verstandeskennntniß für einen höchst verworrenen Kopf ansieht. Aber Wesen und Aufgabe dieses Verstandes ist es eben, jene Gegensätze aufzustellen und um der Orientirung willen aufrechtzuerhalten. Er kann also in diesen Fragen gar nicht den Richter abgeben. Der Satz, daß ich, der Schreiber dieser Zeilen, ganz und gar allein existire und außer mir nichts — weder die Feder, mit der ich schreibe, noch das Papier, auf dem ich schreibe, noch Du, mein Leser —: dieser Satz kann durch keinen Verstand widerlegt werden. So sagt Schopenhauer, der doch einer der schärfsten Denker und glänzendsten Vorisführer der alten reinen Vernunftphilosophie war. Jener Solipsismus ist unwiderleglich; aber ganz gewiß, fährt Schopenhauer fort, gehet ein Mensch, der ihn aufstellt, ins Tollhaus hinein. Wenn wir jedoch mit allem unserer Verstand und aller unserer Logik nicht einmal einen Tollhäusler widerlegen können: ist dann nicht eben gerade die Waffe der Vernunft in dieser Hinsicht eine sehr armselige Waffe, erweist die Vernunft damit nicht ihre Unfähigkeit, allein durch sich das Ganze der Welt zu begreifen? Ich gehe in meinem Buch weiter und leugne alle und jede Beweisfähigkeit. Unser ewiges Fragen nach dem Warum, auf das wir so stolz sind, ist ein durch und durch thörichtes Fragen. Der alten Welt der Dogmatik, den alten Gottbegriffen reihen wir nur dann die letzte Stütze fort, wir treiben sie aus ihren letzten Schlupf-

winkeln nur heraus, wenn wir die Kausalitätsanschauung überwunden, wenn wir diesen festesten Glauben unserer ganzen heutigen Welterkenntniß, die eigentliche und große Heilswahrheit des „modernen Menschen“, erschüttert haben . . . So stände ich denn auf dem Standpunkt des äußersten Skeptizismus und ich sähe in allen unseren Weltvorstellungen nur anthropomorphe Gebilde, die mit dem eigentlichen und wahren Wesen des Dinges nichts zu thun haben?!

Nein, ich bin nichts weniger als Skeptiker. Der Zweifel ist freilich die höchste Blüthe aller reinen Verstandeskultur und unsere Vernunftkenntniß allein kann nie die Gegensätze unseres Seins überwinden. Aber unser Weltorientirungsvermögen ist nicht das Ganze unseres Geistes, sondern nur ein Teil von ihm und seine geringere Kraft. Das höhere, das vollkommenste Wesen der Welt ist ihre freie Schaffens- und Gestaltungskraft, — und wir selbst sind diese Welt. Unser gestaltender Geist steht jenseits von der Zweifelsphäre und bleibt von ihr vollkommen unberührt.

Indem wir die Identität von Ich und Welt erkennen, als erkennendes und gestaltendes Wesen uns bewußt werden, lösen wir alle Gegensätze unseres Seins auf, wir treten aus dem Bezirk der Vernunftwelt in die Welt des „reinen Schauens“ ein, wie ich sie nenne; und wenn wir uns als Welt-Ich wissen, das mehr als unser „reales“ Ich und mehr als nur Außenwelt ist, auch etwas Anderes als der pantheistische Gott, nimmt jeder Einzelne den Thron ein, auf dem man bisher stets einen Gott sitzen sah, auch wenn er nur den Namen Kausalität, Naturgesetz oder Nothwendigkeit führte. Die eine Welt ist zugleich eine unendliche Welten-Vielheit; jedes Ich besitzt eine besondere Welt, die verschieden ist von jeder anderen, aber ein genaues Abbild des Ichs vorstellt. Wahr ist alle Anschauung, — und nur die Anschauung ist Wahrheit. Aber auch sie verwandelt sich ewig, wie Alles in der Welt sich verwandelt. Alle alten philosophischen und religiösen Erkenntnisse sind große Wahrheiten. Sie widerstreiten einander auch gar nicht, sondern stehen nur in scheinbaren Gegensätzen zu einander. Es sind Entwicklungsformen unserer ursprünglichen, sich gegenseitig ergänzenden Doppeltanschauung von den Dingen. Und so ergänzt die Philosophie Leibniz die Spinozas; und Beide haben gleichmäßig Recht. Wir treten heraus aus der Welt der dogmatischen Religionen und Philosophien, wo Jeder nur sich im Besitz der Wahrheit glaubte und die andere anzutreffen suchte. Auch die eine Wahrheit ist eine unendlich mannichfache und verschiedene. Und selbständig will auch meine Anschauung sich Niemandem aufzwingen. Ich suche in ihr nur mich und meine Welt.

„Mein Buch „Der neue Gott“ ist der erste Teil eines größeren Werkes: „Zukunftland“. Ich habe es in keinem Philosophendeutsch geschrieben, sondern so, daß es jeder Gebildete bequem lesen kann. Die strengen Männer der Schule werden mich wohl einen leichten Feuilletonisten nennen oder, weil ich manche dithyrambische Töne anschlage, „nur“ für einen Dichter ansehen. Freilich suche ich auch darzutun, daß Phantasie- und Verstandesmensch Hand in Hand gehen müssen, um die Ragie der großen Zauberkünstlerin Welt zu durchschauen.

Wilmersdorf.

Julius Hart.



## Banfbilanzen.

**D**er lethargische Zustand, der jetzt an den Börsen herrscht, wird erst wieder weichen, wenn London aus der Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes neue Unternehmungslust auch für seine Goldbares schöpft, pariser Kursfabrikanten dann ihr Publikum „hineinlegen“ und fremde Renten von Spekulanten gekauft werden. Dann würden es die Börsen in Berlin und Frankfurt unerheblich finden, daß Ultimogeld noch in der letzten Februarwoche den für diese Zeit sehr seltenen Satz von fünf Prozent hatte, und ebenfalls wieder eine gute Stimmung zeigen. Bei der Elastizität der westlichen Börsen kann ein solcher Wiederausschlag ganz überraschend kommen. Im englischen Rassen-Cirkus drängen die Verhältnisse — allein schon der Tiefbauminen — zu Neubildungen und Zusammenlegungen großen Stils. Ausgedehnte Bewegungen auf diesem Gebiet übertragen sich aber nach alter Erfahrung auch auf andere leicht anzuregende Gebirte. Deshalb thäten die deutschen Börseninteressenten gut, die Tagesimpulse der Kursbewegung nicht zu wichtig zu nehmen. Ob der Jahresabschluß irgend einer Großbank beweist, daß sie zunimmt, oder ob er beweist, daß sie, wie z. B. die Oesterreichische Kreditanstalt, konstant zurückgeht, ob Kohlenwerthe gefragt, Häutenwerthe dagegen vernachlässigt sind u. s. w.: das Alles bestimmt schließlich doch nicht die Tendenz.

Bis jetzt ist noch keine Bankenpublikation erfolgt, die ein lebhafteres Für oder Wider erzeugt hätte. Die Dresdener Bank, die von je her der Börse als Strohblatt einer mehr persönlichen als sachlichen Kritik gedient hat, trat mit ihrer Bilanz zufällig an einem für sie besonders glücklichen Tage hervor. Herr Faure war plötzlich gestorben und unsere Kurse sollten unter keinen Umständen einen Druck zeigen; wenigstens nicht eher, als bis Paris selbst Unruhe gezeigt haben würde. So kam es, daß einer der interessantesten Jahresabschlüsse, in dem die Anspannung des Jahres 1897 wohl am Stärksten zum Ausdruck kommt, weder mit Käufen noch mit Verkäufen begrüßt wurde. Ist ein erheblicher Theil der Dividende von neun Prozent durch die 124 Millionen Tratten aufgebracht, die die Dresdener Bank am Ende des Vorjahres auf sich laufen hatte? Das ist eben so wie bei der Deutschen Bank ein wunder Punkt. Einerlei, für wen man acceptirt: es sind Verpflichtungen, die auf den Tag lauten und die in gefährlichen Momenten von den Kunden eben nicht ohne Weiteres gedeckt werden können. Denn in einem solchen Ernstfall handelt es sich nicht um vereinzelte Schwierigkeiten, denen durch eine reichliche Disposition zu begegnen ist, sondern um das Vereinsbrechen einer wahren Epidemie von Verlegenheiten. Alle, die von den geschäftlichen Vorgängen aus der Zeit des Kriegsjahres 1870 mehr wissen, als was darüber gedruckt wurde, werde meine Auffassung bestätigen.

Dagegen macht die Presse viel zu viel Aufhebens von den sogenannten ungedeckten Krediten. Da die Zusammenstellungen nur zwischen „gedeckt“ und „ungedeckt“ unterscheiden, so mag sich das große Publikum vorstellen, daß die beiden Gruppen mit zwei scharf getrennten Gruppen von Kunden zusammenfallen. So ist es aber nicht. Die meisten Debitoren bleiben, auch wenn sie Deckung geben, immer ein Stückchen schuldig; und gerade an solchen Leuten, von denen man Depot verlangt, weil sie nicht unbedingt sicher sind, geht oft Geld verloren. An den Kunden aber, die so first rate sind, daß man Deckung für unnöthig halten



darf, wird kaum je Etwas verloren. Das wird nicht verhindern, daß wir nach wie vor über diesen Punkt höchst weise Zeitungstiraden lesen werden.

Ueber das kümmerliche Ergebnis der Oesterreichischen Kreditanstalt und der Länderbank kann man sich kaum wundern. Der glänzende Aufschwung von Industrie und Handel macht eben hart an unserer Grenze Halt und vorläufig ist nichts davon zu spüren, daß unsere Nachbarn uns auch nur einigermaßen wieder nachkommen könnten. Diese Rückständigkeit kann durch die politischen Kämpfe in Wien und Prag auch nur insoweit erklärt werden, als das Bankwesen etwa nach bereits ganz veralteten Methoden der Technik ihre Unternehmungen zu diktiert im Stande wäre. Wir sind, wenigstens in Deutschland, aber doch längst dahin gekommen, daß wir die Gestaltung des Geldwesens nicht als Ursache, sondern als Wirkung der großen wirtschaftlichen Thatfachen, der Erfindungen, der Verhältnisse des Arbeitmarktes u. s. w. ansehen. Deutsche Unternehmungslust hat in Oesterreich noch ein weites Feld; davon werden später aber nur die Dividenden der Berliner, nicht die der Wiener Institute erzählen. Unglück haben die österreichischen Banken auch mit ihren diplomatisch betriebenen Finanzgeschäften gehabt, besonders mit dem bulgarischen Eisenbahnvertrage. Bekanntlich war die Oesterreichische Länderbank an diesem Vertrag stärker interessiert als die Deutsche Bank. Der Großherr, vielleicht auch nur sein Minister-Musa, hat kein gesagt, — und wahrscheinlich haben die Deutsche Bank und die Ottomanbank neue türkische Unternehmungen in Aussicht. Vielleicht mag es sich für sie auch nur um Konzeptionen für die Konsolidierung Dessen, was sie bereits in Händen haben, handeln. Es scheint, daß sie die Ablehnung ruhig einstecken. Unklar bleibt dabei die Finanzlage Bulgariens, die wohl im Vertrauen auf den bisherigen Kredit dieses Staates in England stark überspannt worden ist. Man darf aber nicht vergessen, daß, seitdem die Freundschaft zwischen Bulgarien und Rußland amtlich proklamiert wurde, das Fürkenthum vor den Augen der englischen Kapitalisten keine Gnade mehr findet. Interessant wird es sein, ob die offizielle Kursnotiz in Berlin schließlich bewilligt werden wird. Trotz der mächtigen Bankprotektion hat doch auch die Regierung ein Wort mitzureden. Unser Handelsinteresse an Bulgarien ist mit dem Oesterreichs natürlich gar nicht zu vergleichen.

Der Abschluß der Handelsgesellschaft war von vorn herein nicht anders als in geschicktester Darstellung zu erwarten. Er befriedigte denn auch um so mehr, als das Stehenbleiben der Gewinne auf Effekten- und Konjunktalkonto fast allen Großbanken gemeinsam ist. So günstig das Vorjahr für die Emissionen war, so schwer war es, sie mehr als äußerlich anzubringen, d. h. nicht von schwachen Händen zurückkaufen zu müssen. Daher die stockenden Umwickelungen der Uebernahmefundirte; ja, so glatte Arbeit wie bei den letzten deutschen Anleihen ist selten. Allerdings sind auch diese natürlich nur aus erster Hand abgesetzt worden, da die Region der bei allen möglichen Provinzbankiers Zeichnenden doch nicht gleich das Geld bei der Hand gehabt haben wird, als der verlockende Prospekt im Inseratentheil der Zeitungen erschien. Wenn die Banken das Geld nicht so schnell vorgelegt hätten, hätte sich auch der Privatdiskont nicht so rasch versteift. Als Herr Koch mit diesem Umstande seine Herabsetzung um nur ein halbes Prozentchen begründete, schwieg er darüber wohlweislich, während sogar die auswärtige Potitil — Das sollte wohl heißen: die Beziehungen zwischen Frankreich und England? — mit herhalten mußte.

Die Reichsbank steht noch immer im Kreuzfeuer der Kommissiondebatten. Die Beschlüsse, den alten Aktionären kein Bezugsrecht zu gewähren, nehmen sich zwar recht schön aus, allein dieses Bezugsrecht wäre doch nur bei niedrigem Kurs eine Bevorzugung gewesen; der Kurs galt aber von vorn herein als ziemlich hoch. Auch die beabsichtigte Betheiligung weiterer Kreise des Volkes an den neuen Reichsbankaktien hat ihre Grenze. Die alten Aktien stehen 166, ergeben also bei 7,92 Prozent Jahresdividende eine Rente von 4,77 Prozent. Wird der Emissionskurs mit 150 festgesetzt, was nach Präzedenzfällen bereits hoch wäre, so käme man bei 8 Prozent Dividende auf 5,33 Prozent. Wie rasch wäre diese Kursdifferenz ausgeglichen und wo wäre der edle Kapitalist, der nicht mit 16 Prozent Nutzen sofort wieder verkaufte! Man mag über die Aktionäre denken, wie man will: es liegt im Interesse der führenden Notenbank, daß der Haupttheil ihrer Aktien in festen Händen, d. h. hier in den stärksten Händen, ruht. Herr von Dechend war gewiß kein fanatischer Anbeter des Großkapitals, also mußte er doch wohl seine schwerwiegenden Gründe haben, als er bei der Gründung der Reichsbank die reichsten Leute für die Aktien zu interessiren unternahm. Uebrigens ist der frankfurter Nothschild heute längst nicht mehr Hauptaktionär.

Bemerkenswerth klar und durchsichtig ist der Ausweis der Darmstädter Bank; sie und die Diskontogesellschaft sind außer Mendelssohn die einzigen großen Reporteure an der Börse, die, wie große Geldreservoirs, tausend Röhren fällen, während die übrigen Banken schon zufrieden sind, wenn sie nur ihren Kunden Alles prolongiren können, was nur schwer oder gar nicht abgeschlagen werden kann. Da aber bei der gewaltigen Einschränkung des Ultimogeschäftes die Prolongationen sofort nach Ausführung der Kaufordre zu erfolgen haben, so helfen sich unsere Großinstitute mit ihrem Akzeptkonto. Sie sagen zum Provinzbankier: „Direkt bedovorschussen wollen wir nicht, aber zieht auf uns und verkauft unser Akzept!“ Daher, nicht aus dem regulären Handelsgeschäft, stammt zum großen Theil auch das erstaunliche Anschwellen der laufenden Tratten. Der Provinzbankier steht mit mehreren Banken in Verbindung. Er traßirt also auf die X-Bank und macht sich damit Geld bei der Y-Bank, die auf solche Weise in ihrem Wechselportefeuille Dreimonatpapiere auf andere Institute ansammelt. Findet sich eine Bank zu stark bezogen, dann freundet sie sich mit einer Privatfirma an und schreibt ihrem Kunden: „Traßiren Sie auf die Herren Z. & Co.“ Auch Das geht dann wieder in die Millionen. Endlich kommt dann die übliche Kapitalerhöhung der Bank. So lange unsere Banken noch zu 150 Prozent reichlich neue Aktien los werden, brauchen sie den Muth nicht zu verlieren.

Unerwartet kam der saubere — oder soll ich sagen: gesäuberte? — Abschluß der Breslauer Diskontobank. Angesichts aller Unternehmungen dieser so elastischen Bank — von Danzig, wo sie das Deutscthum finanzirt, bis nach Brüssel, wo sie die Prospektfreiheit zu schätzen weiß — ist der Abschluß wirklich gut zu nennen. Sehr selbstbewußt tritt der Schaafhausensche Bankverein auf, der sein Kapital jetzt von 75 Millionen gleich auf 100 Millionen erhöht. Eine solche Erhöhung pflegt sonst nur allmählich zu kommen. Aber ein Institut, das in den Rheinlanden so große Geschäfte macht, darf schon muthig sein. Zwar ist die Höhe seiner Accepte mit etwa 40 Millionen nicht übermäßig, aber Geld ist auch hier nöthig.

Man empfindet nachgerade in ganz Deutschland, daß sich unsere Baar-

mittel eigenthümlich verschoben und immer stärker von Berlin angezogen werden. Der Anlaß dazu liegt in der Macht der Großbanken, vor Allem in der Politik der Deutschen Bank. Eines Tages aber wird man vielleicht bemerken, daß in der Hauptstadt zwar nicht zu viel, im Reich aber doch bei Weitem zu wenig Geld vorhanden ist. Eine deutliche Illustration des heutigen Zustandes giebt die Gründung der Kernst-Gesellschaft gerade in England. Der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft war diese Gründung mit 270 000 Pfund nur durch das Vorhandensein müßigen Kapitals jenseits des Kanals möglich. Die ganze Transaktion ist höchst geschickt, besonders für das Heranziehen von Vorzugsaktionären, eingefädelt worden. Vielleicht handelt es sich nur um einen Anfang. Denn wir haben noch Gründungen genug im Portefeuille, denen mit der Heranziehung von Interessenten aus einem Lande gebient wäre, wo  $2\frac{3}{4}$  prozentige Konsols auf 112 stehen. Das gesteht man sich aber nur in den Plüsterkabinetten der Banken ein; der Öffentlichkeit gegenüber haben wir bekanntlich immer erschrecklich viel Geld.

Pluto.



## Notizbuch.

Herr Mehring hat eine Brochure veröffentlicht, in der er sich die Aufgabe stellt, „Fabeln“, die ich, nach seiner Behauptung, dem berliner Schöffengericht und den Lesern der „Zukunft“ erzählt haben soll, zu berichtigen, und von der ich hier um so lieber spreche, als sie mir die Gelegenheit bietet, allerlei unwahre Angaben, die über den Verlauf des von mir gegen den Professor Delbrück geführten Prozesses durch die Presse verbreitet worden sind, zu beseitigen. Wir wollen sehen, was in „Herrn Hardens Fabeln“ behauptet wird. Ich werde diese Behauptungen oft als unwahr zu bezeichnen genöthigt sein. Das soll natürlich immer heißen: objektiv unwahr; die Frage, ob Herr Mehring etwa auch im Stande wäre, wissentlich die Unwahrheit zu sagen, könnte mich heute nicht mehr interessiren. . . Er ist der Ansicht, daß die Dinge, über die er vor Gericht aussagen sollte, kaum in einem Zusammenhang mit dem zwischen Herrn Delbrück und mir „entbrannten“ Streit standen, und nahm an, daß ich mich „überhaupt weigern würde, auf die Sache einzugehen, falls sich Delbrück in seiner Klagebeantwortung darauf berufen sollte“. Er findet auch die Verfügung des Justizministers, „wonach die Beweisführung bei Beleidigungsklagen auf den eigentlichen Gegenstand des Streites beschränkt bleiben soll“, „sehr verständig“, meint, wenn ich vor dem einundzwanzigsten Januar, dem Tage des zweiten Termins, oder wenigstens beim Beginn der Verhandlung auf diese Verfügung hingewiesen hätte, „so wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen“, und behauptet, ich hätte erst später den Hinweis auf die Verfügung vorgebracht. Die Behauptung ist unwahr. Auf die „sehr verständige“ Verfügung hatte mein Anwalt und Freund Dr. Theodor Euse in Hamburg schon in einem von ihm verfaßten Schriftsatz hingewiesen, den er am ersten August 1898 dem Schöffengericht einreichte, und er hat, als in der Hauptverhandlung der Beschluß über den Umfang der Beweis-

aufnahme gefaßt werden sollte, nur seinen schriftlichen Antrag, wie es nöthig war, mündlich wiederholt. Herr Mehring behauptet, ich hätte „mit aller Kraft gegen seine Vernehmung protestirt“. Die Behauptung ist un wahr. Ich habe gegen die Vernehmung keines einzigen Zeugen protestirt, habe überhaupt zu der Frage, wie weit die Beweisaufnahme erstreckt werden solle, nicht eine Silbe gesprochen. Für mich lag nicht der geringste Grund vor, irgend einen der von der Gegenpartei vorgeschlagenen Zeugen zu fürchten. Welche Bräuel sollten sie denn enthüllen? Herr Hartleben sollte bekunden, daß ich die inzwischen leider verschwundene Postkarte, von der ich im letzten Januarheft hier erzählte, vor acht Jahren an die Redaktion des „Vorwärts“ geschrieben habe. Das hatte ich schon im März 1891 in einem an Herrn Hartleben gerichteten Brief, der dem Gericht vorlag, anerkannt. Herr Baacke, ein früherer Redakteur des „Vorwärts“, sollte bekunden, daß er die Karte damals empfangen, Herr Dr. Barth, der Herausgeber der „Nation“, daß Herr Hartleben sie ihm mit einer Beschwerde über mich eingehändigt habe. Natürlich wurde keine dieser Thatfachen von mir auch nur eine Sekunde bestritten. Sollte ich nun vor einer Entrüstung dieser Herren über die acht Jahre alte Kartengeschichte zittern? Herr Hartleben hatte mich vor Jahren spontan aufgefordert, die alte Sache als begraben anzusehen. Herr Baacke hatte sie mir gegenüber nie mit einer Silbe erwähnt, aber häufig, wenn wir irgendwo zusammentrafen, mit mir recht intim geplaudert und sich, als er wegen eines politischen Vergehens ins Gefängniß mußte, von mir Bücher geborgt; für einen Beswicht konnte er mich nach Alledem wohl kaum halten. Wenn dem Herausgeber der „Nation“ im März 1891 mein Verfahren „ehrenrührig“ erschienen wäre, dann hätte er mich nicht länger als Mitarbeiter geduldet; ich blieb es bis zum Januar 1892, und als das Verhältniß gelöst wurde, schrieb der Herausgeber mir einen höchst liebenswürdigen Brief, worin er die Hoffnung aussprach, die Trennung werde „nur eine vorübergehende“ sein, und der literarische Redakteur fügte, mit der Versicherung seiner unverändert freundschaftlichen Gesinnung, hinzu, weitere Beiträge von mir würden ihm stets „sehr willkommen“ sein. Von der Redaktion des „Vorwärts“ aber, der die Kartengeschichte doch am Genauesten bekannt war, erhielt ich schon im November 1891 einen sehr artigen Brief, mit dem Ausdruck der Sympathie und Hochschätzung. Wenn Herr Mehring, der damals u. it den Leitern des „Vorwärts“ sehr häufig zusammenkam und mit ihnen, wie seine Briefe beweisen, mehrmals über mich sprach, von der Geschichte erst jetzt gehört hat, so zeigt auch Das nur, wie unbeträchtlich sie diesen Herren schien. . . Damit ist wohl hinreichend festgestellt, daß von allen Beteiligten kein Einziger mich für bemakelt hielt und ich, im Besiß der erwähnten und zahlreicher anderen Briefe, keinen Anlaß hatte, vor der Vernehmung dieser Zeugen zu beben. Thatächlich habe ich mich mit der Frage, ob sie vernommen werden sollten, auch gar nicht beschäftigt. Bei den Juristen, Richtern und Anwälten, die mit mir über die Sache sprachen, war kein Zweifel darüber, daß es zu einer so „uferlosen“ Beweisaufnahme, wie sie durch die gehäuften Schriftsätze der Gegenpartei herbeigeführt werden sollte, nicht kommen könne. Das war mir gleichgiltig; ich hatte meine Sache Freund Euse anvertraut und wußte sie in guten Händen. Wer eine Ahnung von forensischen Dingen hat, wiß, daß es nicht darauf ankommt, was ein Parteivertreter beantragt; täglich werden unzählige Anträge der Anwälte abgelehnt. Das Gericht entscheidet nach freiem Ermessen; und „dem freien Ermessen des Gerichtshofes“ hatte auch mein Anwalt in dem Schriftsatz

vom elften August die Entscheidung über die Grenzen der Beweisaufnahme anheimgestellt. Das Gericht lehnte alle nicht auf die am achtundzwanzigsten Mai 1898 hier abgedruckten Briefe bezüglichen Beweisanträge des Beklagten ab, weil sie nicht geeignet seien, die Beschuldigung des Herrn Delbrück zu stützen. Wenn die Gegenpartei sich durch diesen Gerichtsbeschuß benachtheiligt fühlte, konnte sie an die zweite Instanz gehen und versuchen, ob die Strafkammer ihre Beweisanträge annehmen würde. Das hat Herr Delbrück nicht gethan, sondern, während ich auf dem im Rai hier deutlich bezeichneten Standpunkt blieb, den bis dahin starren Widerstand gegen die Zurückziehung seiner Klage aufgegeben.

Unter den vom Gericht abgelehnten Zeugen war auch Herr Mehring; er sollte bekunden, daß ein im August 1890 in der Volkszeitung, deren Redakteur er damals war, über den Fall Lindau veröffentlichtes Feuilleton von mir geschrieben sei und daß ich ihn später aufgefordert habe, mit mir gemeinsam die „Zukunft“ herauszugeben. In seiner Brochure will er den Glauben erwecken, ich hätte Grund gehabt, sein Zeugniß zu fürchten. Wir werden sehen, ob dieser Glaube berechtigt ist. Da Herr Mehring aber auch von der an Treitschkes Namen geknüpften Episode spricht, die in den Prozeß hineinspielte und seitdem in allerlei niedlichen Lügenmärchen figurirt, möchte ich darüber zunächst ein paar Worte sagen. Ich hatte in einer Anmerkung hier beiläufig bemerkt, Treitschke habe sein Versprechen, der „Zukunft“ einen Beitrag zu geben, nicht mehr erfüllen können. Darauf erklärte Herr Professor Schiemann, Treitschke habe ein solches Versprechen nie gegeben, sondern im Gegentheil die Zumuthung, für die „Zukunft“ zu schreiben, rundweg abgelehnt. Alles Nähere ist in den Hefen vom vierzehnten und einundzwanzigsten November 1896 zu lesen. Herr Mehring behauptet nun, ich hätte in der Verhandlung gesagt, nicht ich habe die Existenz, sondern mein Prozeßgegner, der die Sache vorbrachte, habe die „Nichtexistenz“ des Briefes — richtiger: des Versprechens — zu beweisen. Die Behauptung ist un wahr. Den selbstverständlichen Satz, daß der Beschuldigte seine Angabe zu beweisen, nicht der Beschuldigte den Reinigungsbeweis anzutreten habe, hielt nicht ich, sondern der Vorsitzende Herr Delbrück entgegen; er machte ihn auf den alten Rechtsatz aufmerksam, daß dem Behauptenden die Beweislast zufalle und es nicht angehe, von einem Menschen, den man einen Dieb genannt habe, den Beweis seiner Unschuld zu fordern. Die Schilderung, wie der Professor mit Stentorstimme die Vorlegung des Briefes forderte und wie ich sprachlos und schlatternd auf meinem Stühlchen saß, liest sich ja in den Zeitungen recht hübsch; leider ist nur kein Wort daran wahr. Als der Dialog zwischen dem Vorsitzenden und ihm beendet war, stellte Herr Delbrück den Antrag, seinen Kollegen Schiemann zu laden, der bekunden solle, Treitschkes Ansicht über mich und meine Wochenschrift sei so entschieden ungünstig gewesen, daß er an die Gewährung eines Beitrages nicht gedacht haben könne. Darauf erwiderte ich, gegen die Ladung dieses Zeugen sei von mir nichts einzuwenden, nur müßte ich dann die Ladung des Herrn Georg Hirzel beantragen, dem — er war bekanntlich Treitschkes Verleger — der starke Dichter deutscher Historie freundliche Urtheile über meine Thätigkeit ausgesprochen und gesagt habe, es werde außer der „Zukunft“ bald kein Blatt mehr geben, in dem man publizistisch sein Herz erleichtern könne. Herr Delbrück kam danach auf seinen Antrag nicht mehr zurück und das ganze Beweissthema wurde durch den Gerichtsbeschuß ausgeschieden. Die Sache steht

nun einfach so: Ich habe bewiesen, daß die Behauptung des Herrn Schiemann unwahr ist — denn Treitschke hat die Mitarbeit an der „Zukunft“ nicht rundweg abgelehnt, sondern, wie ich zeigte, von Fall zu Fall in höflichen Briefen erklärt, weshalb er im Augenblick nicht den gewünschten Beitrag geben könne —, und die Herren Schiemann und Delbrück haben nicht den Schatten eines Beweises dafür vorgebracht, daß ich den Lesern der „Zukunft“ Unwahres mitgeteilt habe.

Der Verfasser der „Fabeln“ behauptet nun aber, ich habe den Lesern der „Zukunft“ über den Prozeß einen „gänzlich entstellten Bericht“ gegeben. Die Behauptung ist unwahr. In der Notiz, die ich über den Ausgang des Prozesses hier veröffentlichte, steht kein unrichtiges, kein auch nur ansehbares Wort. Dagegen lobt Herr Mehring den in den meisten Zeitungen gedruckten Prozeßbericht des Herrn Oskar Thiele und fügt hinzu: „Thieles Berichtsgelten allgemein als objektiv und sind es auch.“ Allgemein? . . . Im Mai 1891 beklagte Herr Mehring sich über die Parteilichkeit Thieles, die er auch vorher schon in den schroffsten Worten getadelt hatte, und schrieb („Kapital und Presse“, Seite 50): „Ich habe leider das Unglück gehabt, mir den Groll dieses Gerichtsreporters zuzuziehen, da im Oktober 1889 sein damaliges Vorhaben, über einen ebsartigen Wucherprozeß nicht zu berichten, nachdem sich der oder die Angeklagten bereit erklärt hatten, tausend Mark in die Kasse des Vereins ‚Berliner Presse‘ zu steuern, an meinen Einspruch scheiterte.“ War so allgemein scheint die Geltung der thielischen Berichte also doch nicht zu sein. Einerlei: der Verfasser der „Fabeln“ hat im Lauf der Jahre seine Meinung über den „Reporter“ geändert, — wie Herr Delbrück die über seinen Kollegen Kamprecht und ich die über Herrn Delbrück. Ich halte Herrn Thiele einer unehrenhaften Handlung nicht für fähig, glaube aber, daß auch er, wie wir Alle, unbewußt von Sympathien und Antipathien gestimmt wird und daß es selbst beim besten Willen unmöglich ist, in einem kurzen — nicht stenographirten — Bericht ein in jedem Zuge richtiges Bild von einer vielständigen Gerichtsverhandlung zu geben. 1891 traute Herr Mehring dem jetzt von ihm gelobten Manne zu, er könne in zärtlicher Wallung für den Verein „Berliner Presse“ wesentlich die Wahrheit verbergen oder entstellen. Mir stand in Herrn Delbrück der Vicepräsident des Vereins „Berliner Presse“ gegenüber; dennoch bin ich fest davon überzeugt, daß die tatsächlichen Unrichtigkeiten, die Thieles Bericht zu meinen Ungunsten enthielt, von ihm nicht beabsichtigt waren. Mein Artikel, „Eine Infamie“ lag dem Gericht als von meinem Anwalt eingereichter Schriftsatz vor. Es war selbstverständlich, daß ich in allen Punkten genau das Selbe sagte, was ich geschrieben hatte. Wäre ich davon abgewichen, dann hätte der Vorsitzende, der Beklagte oder sein Vertreter — alle Drei hatten den Artikel vor sich liegen — mich auf den Widerspruch beider Befundungen hingewiesen. Das ist nicht ein einziges Mal auch nur versucht worden. Für mich ist nicht der thielische Bericht, sondern meine eigene Darstellung maßgebend, die ich, so weit es gewünscht wurde, in der mündlichen Verhandlung nur wiederholen konnte, und ich brauche mich bei Herrn Mehrings Bemühen, zweierlei Berichte durcheinanderzumengen, nicht aufzuhalten. Ich fahre in der Beleuchtung seiner Angaben fort.

Er benugt, um sie zu stützen, Privatbriefe, die ich, während wir befreundet waren, in den Jahren 1890 bis 92 an ihn geschrieben habe. Schön. Ich bin dadurch leider genöthigt, zur Aufklärung des Sachverhaltes auch aus

seinen an mich gerichteten Briefen einzelne Theile abzubringen, werde mich aber streng auf die nothwendige Abwehr beschränken. Er behauptet, in meinen Briefen seien „noch lebende Personen“ recht gräßlich „titulirt“. Das ist möglich. In seinen auch. Und in seinen, des sehr viel älteren Mannes, der, als ich zu schreiben anfing, schon zwanzig Jahre im publizistischen Leben stand, Artikel und Brochüren habe ich gelesen und damals gläubig hingenommen, die Journalisten August Stein und Stephany hätten als Zeugen gegen ihn falsche Eide geleistet, die Herren Dr. Brahm und Sonnemann hätten christosgehandelt, Herr Eugen Richter sei „der verlogenste Schuft in den deutschen Grenzen“, Herr Arthur Levysohn habe in Frankreich Spionendienste geleistet, — und zahlreiche ähnliche Dinge mehr. Er wurde nicht müde, mir, der die Personen zum größten Theil gar nicht kannte, immer wieder zu sagen und zu schreiben, die ganze berliner Presse, eine Weile sogar der „Vorwärts“, sei „mit dem Gift des Lindau-Ringes infizirt“. Er, dessen Erfahrung ich trauen zu dürfen glaubte, schilderte mir die Zeitungsmacher, die ihn damals wie den Auswurf der Menschheit behandelten und ihn jetzt als Kronzeugen gegen mich aufmarschiren lassen. Da ist es eigentlich ein Bischof hart, wenn er mir nun plötzlich vorwirft, ich hätte diese Leute in Privatbriefen „grob titulirt“. Aber ich habe kein Interesse daran, ihm aus seinen eigenen Briefen die entsprechenden Stellen vorzuführen.

Auch bei der Art, wie er den Anfang unserer Bekanntschaft schildert, will ich mich nicht lange aufhalten. Er „läßt mich kommen“, „sifirt“ mich „auf die Redaktion“, läßt mich einen Schwur leisten u. s. w. Ich hatte vor dem Herrn eine aufrichtige Hochachtung, bewunderte, wie ich schon früher hier erzählt habe, in ihm einen vorzüglichen Stilisten und erkannte in jeder Beziehung seine politische und journalistische Ueberlegenheit an; aber ich war nicht sein Untergebener, stand in keinem Abhängigkeitsverhältniß zu ihm, war Literaturkritiker zweier angesehenen Zeitschriften und hätte mir eine Behandlung, wie er sie schildert, nie, von keinem Mächtigen dieser Erde, gefallen lassen. In Wirklichkeit behandelte der ältere Mann, der sich ja selbst seiner Wohlherzogenheit rühmt, mich durchaus kollegialisch und mit ausgesuchter Höflichkeit; ich war immer sein „lieber Kollege“ und dem Kollegen widmete er, „zur freundlichen Erinnerung an gemeinsame Kämpfe“, seine Schriften. Bekannt wurden wir durch die Schauspielerin Schabelsky, von der Herr Mehring im „Fall Lindau“ als von einer „wehlosen, hochkottirten Proletarierin“ Rühmliches sagte, der er jetzt allerlei Schandthaten nachsagt und die er als russische Spionin verdächtigt. Das kann mir gleichgiltig sein; das Fräulein hat, weil ihre literarischen Fähigkeiten dazu nach meiner Ansicht nicht ausreichten, nie eine Zeile für die „Zukunft“ geschrieben, ihre Theaterstücke sind von mir viel ungünstiger als von Anderen beurtheilt worden, — und der Gedanke, sie könne mich politisch beeinflusst haben, muß Jeden, der mich kennt und diese ganz in theatralischen und belletristischen Interessen aufgehende Persönlichkeit kannte, zu herzhafter Heiterkeit stimmen. Herr Mehring sagt, sie habe „auf der russischen Botschaft verkehrt“. Das wird, da sie eine fromme Russin ist, gewiß richtig sein; sie erzählte auch selbst, daß sie bei dem Grafen und der Gräfin Schumalow mehrmals zum Thee eingeladen war und mit dem Propst Dr. Malkew freundschaftlich verkehrte. Auch im Hause Mehring verkehrte sie, und zwar noch zu einer Zeit, wo mein Verkehr mit dem Herrn dieses Hauses schon aufgehört hatte. Daß sie eine Spionin gewesen sein oder überhaupt aus irgend einer ähnlichen infamen Thätigkeit Einnahmen gehabt haben

sohl, halte ich schon deshalb für völlig ausgeschlossen, weil sie sich zum größten Theil durch schwierige, miserabel bezahlte Uebersetzungen ernährte. Eine andere Anekdote ihres ehemaligen Protectors geht dahin, sie habe zu mir, wie man ja wohl sagt, in intimen Beziehungen gestanden. Als vor neun Jahren Herr Brahm mit einer ähnlichen Insinuation aufgetreten war, schrieb Herr Mehring („Fall Vinbau“, Seite 31): „Freilich weiß ich, wen er meint. Er meint einen jungen, talentvollen Schriftsteller, der zwar nicht“ (wie die Herren Brahm und Genossen) „zur Vinbauzeit ein Tischgast des Fräuleins von Schabelsky war, aber der sich später bemüht hat, den über sie verhängten Bockfott zu brechen . . . Dieser Mann lauert nur darauf, um den ersten Verleumder, der ihm offen eines Liebesverhältnisses mit der Schabelsky zeugt, an den Ohren zu packen und vors Amtsgericht zu schleppen . . . Aber so lange keiner dieser Gefellen mit seiner Anklage an das Licht der Oeffentlichkeit zu treten wagt, wird es wohl bei der feierlichen, noch in dem Bannbriefe ausgesprochenen Versicherung des Herrn Vinbau, daß er seine Freundin keiner Untreue zeihen könne und wolle, sein Bewenden haben müssen“. Und auf Seite 35: „Thatsache ist ferner — wenigstens so lange, bis Herr Otto Brahm den vielberufenen ‚Ungenannten‘ nennt —, daß sie sich keinem neuen Liebhaber in die Arme warf.“ Der junge Schriftsteller war ich. Das Fräulein ist seit fast drei Jahren aus Deutschland fort, ich habe seitdem keine irgendwie geartete Verbindung mit ihr, weiß gar nicht, wo sie lebt, — und jetzt rückt Herr Mehring mit der Anekdote heraus, die er in erregteren Tagen Herrn Brahm so sehr verargt hatte. Passons . . . Ich gehe auf Das, was das Fräulein ihrem Protector gesagt oder geschrieben haben soll, nicht ein. Sie war nie befugt, für mich das Wort zu führen, und hat, so oft sie es in einem übertriebenen Dankbarkeitsgefühl dennoch versuchte, mir stets nur Aerger bereitet. Ob sie meinen Namen mißbraucht hat, weiß ich nicht; die Leute, die auf solchen Mißbrauch hereingefallen wären, könnte ich nur bedauern. Gemeldet hat sich bisher Keiner; und wenn ich den Klatschgeschichten nachging, hat sich jedesmal gezeigt, daß sie erfunden waren.

Der Verfasser der Fabeln behauptet nun weiter, es sei un wahr, daß es sich bei dem Feuilleton, das ich für die Volkszeitung schrieb, um eine „private Gefälligkeit“ für ihn gehandelt habe. Thatsache, erweisliche Thatsache ist, daß der Artikel mir nicht honorirt wurde und daß Herr Mehring nie und nirgends bisher gesagt hat, er stamme von mir; sogar Redakteure der Volkszeitung glaubten, ihr Chefredakteur sei der Verfasser. Ich werde fortfahren, eine Arbeit, die ich umsonst leiste, für eine private Gefälligkeit zu halten, und glaube, daß Andere eben so denken. Herr Mehring behauptet, er habe den Artikel wörtlich so, wie ich ihn geschrieben hatte, abgedruckt und nichts, kein Komma, auch nicht den Titel, daran geändert. Das, verflüchtet er, hätte er auch als Zeuge beschworen. Dann ist es gut für ihn, daß er in Noabit nicht vernommen wurde, denn er hätte — unwissentlich — unter seinem Eide die Unwahrheit gesagt. Mein Titel hieß „Paul Vinbaus Glück und Ende“; er gesteht Herrn Mehring nicht, der, ganz richtig, als der Skeptischere meinte, man könne ja noch nicht wissen, ob schon von einem „Ende“ zu sprechen sei. Um sein Gedächtniß aufzufrischen, erinnere ich ihn daran, daß er mich ein paar Wochen später für den Verfasser einer Brochure hielt, die ein mir unbekannter Schriftsteller unter dem vorher von mir gewählten Titel herausgab. Uebrigens hat sein damaliger Kollege Ledebour, der Zeuge des Gespräches war, mir diesen Sachverhalt bestätigt. Ob sonst in dem Feuilleton Aenderungen vor-



genommen wurden, weiß ich nicht. Herr Mehring behauptet, er habe kein Komma geändert, schon weil er „Alles vermeiden mußte, was Herrn Harden für den Nothfall erndmöglich hätte, sich seiner Verantwortlichkeit zu entziehen.“ Danach muß man glauben, ich sei der Gewährsmann eines Redakteurs gewesen, der, auf das Zeugniß eines ihm ganz Unbekannten gestützt, einen Angriff von solcher Schwere ins Land flattern ließ. In Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Herr Mehring hat auf den ersten Seiten seiner Brochure „Der Fall Lindau“ sehr lebendig geschildert, wie die bedrängte Schauspielerin, ehe er mich noch kannte, ihm die „Urkunden“ der auf den Fall bezüglichen „Urkunden“ übergab, und er hat, wie es sich für einen gewissenhaften Redakteur ziemt, in seine Zeitung über den heiklen Handel kein Wort aufgenommen, das nicht durch unzweideutige, stets publizirbare Zeugnisse beglaubigt war. Ich hatte ihm nichts mitzutheilen, was er nicht schon von seinem Schüpling wußte, hatte auch gar nichts zu „verantworten“, sondern war von ihm gebeten worden, die Theatersphäre zu schildern, in der er sich, wie er sagte, nicht leicht zurechtfinden könne. Ich bin noch heute fest davon überzeugt, daß er in meinem Feuilleton Änderungen vorgenommen hat, insbesondere davon, daß ich den Satz nicht geschrieben habe, in dem von „unserem Leitartikel in No. 185“ gesprochen wird. Aber die Sache ist neun Jahre her, Glaube steht gegen Glaube, — und Beweise sind auf beiden Seiten nicht vorhanden. Die Behauptung, ich hätte dem Schöffengericht über diesen Punkt Etwas „vorgefabelt“, ist un wahr; ich habe einfach wiederholt, was ich im Mai hier geschrieben hatte: Ich glaube nicht, daß der Artikel wörtlich so gedruckt wurde, wie er eingereicht war, weiß aber bestimmt nur, daß der Titel geändert wurde. Eben so un wahr ist die Behauptung, ich hätte gesagt, der Artikel habe keinen Angriff auf Bismarck enthalten. Eine Frage danach wurde mir gar nicht vorgelegt, wäre auch überflüssig gewesen, da schon in meinem Schriftsatz („Eine Infamie“) — den übrigens Bismarck selbst noch gelesen und nach dessen Lecture er mich seines unge schmälerten Wohlwollens versichert hat — gesagt war, daß ich in der ersten Zeit meiner journalistischen Thätigkeit satirische Triebe gegen den ersten Kanzler zu führen versucht habe und in berlinisch fortschrittlichen Anschauungen lebte und webte. Bestritten habe ich nur, daß in der von der Gegenpartei angeführten Stelle, wo Herr Paul Lindau als Leibjournalist des Auswärtigen Amtes und Mitarbeiter des Berliner Tageblattes geschildert wurde, ein Angriff auf Bismarck zu finden sei. Herr Mehring citirt, um zu zeigen, daß ich zweierlei Meinungen hatte, einen Passus aus dem Feuilleton, wo von der in dreißig-jähriger Gewaltherrschaft entstandenen Corruption die Rede war, und einen anderen aus dem bald nachher in der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikel „Phrasien“, in dem ich Bismarck einen gefesselten Titanen und einen Großen nannte. Schade, daß er nicht ausführlicher citirt; denn gerade in diesem Artikel habe ich darzustellen versucht, was mir vor neun Jahren die Wurzel der Corruption schien. Man höre: „Wenn er sich räusperte, hielt man den Athem an; wenn er sich renommirend über die Furchtsamkeit und die Autoritätsucht seiner Landsleute lustig machte, hieß man Geflügelte Worte... Wohin er trat, da fand er Moorboden, weichen, nachgiebigen; wohin er blickte, da sah er krumme Rücken, devote, stumpfsinnige Bewunderung... Er fiel, weil er nach seinen Phrasiererfahrungen die ganze Menschheit beurtheilte, weil er an keinen sittlichen Ubel, an keine freie, ehrliche Ueberzeugung mehr glauben mochte, weil er mit Menschenhand in die Speichen des unaufhalt-

jam vollenden Zeitenraubes eingreifen wollte". Das steht auf Seite 8 der ersten Apostata-Sammlung. Wenn aus diesen Sätzen eine blinde „Bismardschwärmerei“ spricht, die ich nötig gehabt hätte, vor Herrn Mehring zu verbergen, dann will ich mein Leben lang gezwungen sein, mich mit diesem Herrn literarisch auseinanderzusetzen. Und solche Aussicht wäre wirklich nicht verlockend.

Ich habe später Bismarck, der diese Sätze gelesen hatte, kennen und lieben gelernt. Ich konnte ihm, zu meinem Schmerz, nie auf allen Wegen folgen und bin durch meine abweichende Ueberzeugung gezwungen worden, ihm gerade in der ihm wichtigsten Frage der inneren Politik, in der „sozialdemokratischen“, wie er sie nannte, zu opponiren, so daß er mich lächelnd einen „avancirten Sozialisten“ zu nennen pflegte. Uebel hat er mirs nie genommen; und als ich über einen Angriff der Hamburger Nachrichten mein Erstaunen aussprach, ließ er mir schreiben: „Bei vorliegenden Meinungsverschiedenheiten werden beide Herren in den Fall kommen, sich auch öffentlich divergirend auszusprechen. Dabei wird Ihre Ehre nicht mehr betheiliget werden. Es sind das Nichts... Das Richtige ist die Meinungsäußerung selbst von Einem so gut zu wie dem Anderen.“ Damit ist die Stellung, die ich als politischer Publizist im Verhältniß zu Bismarck einnehmen wollte und einnahm, deutlich bezeichnet. Sein persönliches Wohlwollen hat er mir bis zur letzten Lebensstunde bewahrt, so oft er sich auch über eine von mir ausgesprochene Ansicht gedregert haben mochte. Mir brachte dieses Verhältniß, mit den schönsten Erinnerungen meines Lebens, zugleich doch auch eine Kette innerer Konflikte, deren Folgen ich heute noch in den Nerven spüre. Es gab Augenblicke, wo ich über die von Friedrichsrub aus getriebene Politik rechtlichaffen wüthend war, und andere, wo nichtswürdige Zwischentvögereien mich auch gegen den Menschen verstimmten. Wenn ich den Einzigen dann aber wieder leben, leiden und für seine Ueberzeugung kämpfen sah, dann schwand vor der Macht der Persönlichkeit, vor der unvergleichlichen Grazie des Giganten jeder Stolz und ich mußte mir beschämt sagen: Er sieht am Ende doch weiter als wir kleinen Leute . . . Freund Schwemmer, der diese Konflikte miterlebt und eine Fülle dankenswerther Güte verschwendet hat, um die leidenschaftlichen Wallungen, denen ich schwer widerstehen kann, zu dämpfen, schrieb mir neulich, er müsse sich innerlich immer „halbtotlachen“, wenn er lese, meine Liebe und Bewunderung für Bismarck sei nicht echt. Er, der ihn am Besten liebte, weiß auch am Besten, was mich der Kampf um diese Liebe im Innersten gekostet hat.

Herr Mehring hält diese Liebe nicht für echt. Das ist mir gleichgiltig, um so mehr, als er sie, so lange er mich kannte, für echt hielt und seitdem sein Urtheil nur durch Zorn, Klatsch und Tratsch verändert sein kann. Aber er behauptet auch, er habe die Verschiedenheit unserer Standpunkte nicht gekannt; und darauf will ich antworten. Er schreibt, wenn ich ihm meine „Bismardschwärmerei“ nicht sorgfältig verhehlt hätte, wäre der erste Tag unserer Bekanntschaft auch ihr letzter gewesen, und fügt hinzu: „Er hat mir auch später nie davon gesprochen“. Ich greife, um die Unwahrheit dieser Behauptung zu beweisen, aus seinen Briefen nur das Nöthigste heraus. Im Mai 1892 schrieb er mir: „Lieber Kollege, . . . ich habe überhaupt stets nur freundschaftliche Gesinnungen gegen Sie gehegt. (Cf. „Herrn Hardens Fabeln“, Seite 23: „Mit der Freundschaft war es zunächst nicht gar so dick.“) Und nur aus diesen Gesinnungen heraus bedauere ich Ihre Schwärmerei für Bismarck und Nietzsche, nicht als eine subjek-

tive Verschuldung, sondern als einen objektiven Irrthum, mit dem Sie einen sehr weiten Umweg machen, den ich Ihnen aus persönlicher Freundschaft gern erspart sähe... Inzwischen alles Freundlichste! In alter und stets unveränderter Gesinnung Ihr Mehring." Ein paar Tage später: „Wenn Sie einem um Vieles älteren Freunde, der an sich selbst erfahren hat, wie viel unwiederbringliche Kraft und Zeit solche Umwege kosten, ein offenes Wort gestatten wollen, so kann auch ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß Ihr Kampf gegen die Preßkorruption fruchtlos bleiben muß, so lange sie an Niebische und Bismarck festhalten... Ich werde nie eine Polemik gegen Sie führen, wie der ‚Vorwärts‘, da ich Sie persönlich kenne und schätze, aber eben deshalb betreibt es mich aufrichtig, daß Sie von Niebische und Bismarck nicht loskommen... Sie nehmen mir vielleicht übel, daß ich so offen mit Ihnen spreche, aber wenn Sie, woran ich bei Ihrem Charakter und Ihrem Talent felsenfest glaube, einmal auf den richtigen Weg kommen werden, dann werden Sie auch erkennen, daß ich Ihnen als treuer Freund geschrieben habe... Also: nichts für ungut und herzlichen Gruß von Ihrem Mehring.“ Im September 1892: „Wer Sie nicht kennt, steht vor einem psychologischen Räthsel; Schuste beutet es gegen Sie aus... Daß Bebel und Liebknecht Ihre Bismarckbewunderung mit Ihrem Kampf gegen die Preßkorruption nicht zu vereinen wissen, mag ein Mangel ihres Intellektes sein, wirft aber keinen Schatten auf ihren Charakter... Ich schätze Ihre ‚Apostata-Bücher‘ (in denen doch die „Bismarckschwärmerie“ besonders stark hervortritt und in deren zweitem Bande mein erster Besuch in Friedrichsruh ausführlich geschildert ist) „außerordentlich hoch als glänzende literarische Produktionen, als die Erzeugnisse eines tiefen und tapferen sozialen Instinktes... Lieber Kollege, weder an Ihrer Bildung noch an Ihrem Charakter äußere ich den geringsten Zweifel, wenn ich sage, daß Ihnen politische und soziale Fragen vollkommen fern stehen. Ich stelle Ihre Bismarckbewunderung auch keineswegs auf die selbe Stufe mit der Bismarckerei der Bülow und Genossen... Sie sind jung, lernbegierig, lernfähig, und gerade durch die Redaktion der ‚Zukunft‘ werden Sie Vieles lernen. Deshalb darf ich — und ich thue es von Herzen — Ihnen das frohlichste Gedeihen Ihres Unternehmens wünschen. Dies Recht giebt mir meine Freundschaft für Sie, eben so freilich auch das Recht des Bedauerns darüber, daß Sie einen Umweg machen wollen, der Sie viel edle Zeit und Kraft kosten wird... Meine Freundschaft für Sie ist unverändert die selbe. In alter Gesinnung Ihr Mehring.“ Ist's genug? Ich denke: Ja. Der Beweis, daß ich meine Gesinnung nicht verborgen habe und daß ich sie einem Manne, der so an einen „Bismarckschwärmer“ schreibt, nicht, um mir seine Freundschaft zu sichern, zu verbergen brauchte, ist wohl bündig geführt. Nur „Schuste“ können die Sache noch „gegen mich ausbeuten.“

Herr Mehring schreibt auf Seite 23, er habe mir auch in der Zeit unseres freundschaftlichen Verkehrs „nie völlig über dem Weg getraut.“ Ob Das aus seinen Briefen hervorgeht, wird jeder Leser beurtheilen können; ich kann nur sagen, daß er mit mir stets sogar über die Interna der ihm nächsten Partei mit der größten Offenheit gesprochen hat. Ueber Mißtrauen hatte ich nicht zu klagen; aber er; wenigstens that er es häufig. Noch in dem letzten Brief, den er mir im Oktober 1892 schrieb, beklagt er sich darüber, daß ich ihm „nicht über den Weg traue“, — ich ihm, nicht er mir. Sein Gedächtniß hat ihn im Stich ge-

lassen. Es ist auch sonst nicht ganz zuverlässig. Ein Beispiel noch für viele. Jetzt schreibt er, er habe damals gefunden, daß ich „auf literarischem Gebiete recht hübsche Kenntnisse besaß“; im September 1892 war es eine bei meinen „dreißig Jahren staunenswerthe Fülle literarischer Kenntnisse“. Es ist eben doch nicht ganz leicht, nach Jahren des Wrolls und der Entfremdung früheres Empfinden genau wiederzugeben.

Als Zeuge sollte Herr Mehring bekunden, daß ich ihn zu gemeinsamer Herausgabe der „Zukunft“ aufgefordert habe. Ich habe über diesen Punkt geschrieben und gesagt, ich könne mich einer solchen Aufforderung nicht erinnern; wenn sie aber erfolgt sei, so beweise sie „klar und unabweislich doch nur, daß ich dem damals eifrig umhergetragenen Gemunkel, die ‚Zukunft‘ sei mit bismärkischem Gelde gegründet, durch eine nicht mißzuverstehende Handlung den Boden entziehen wollte. Wenn Herr Mehring neben mir als Herausgeber gezeichnet hätte, dann hätte auch der Böswilligste am Ende nicht mehr geglaubt, es handle sich um eine bismärkische Gründung.“ Herr Mehring behauptet nun, die Aufforderung sei „um Neujahr 1892“ in Gegenwart seiner Frau an ihn gerichtet worden, und reproduzirt den Inhalt einer Postkarte, auf der ich im Januar 1892 an ihn geschrieben habe: „Wodurch das Gerücht aufgekomen ist, Sie und ich machten ein neues Blatt: nescio... Schade, ewig schade, daß Sie nicht von der Partie sein können.“ Das ist der Beweis, den er in Roabit vorlegen wollte, der einzige Beweis. Nun habe ich die Aufforderung zwar nie „bestritten“ oder „geleugnet“ und eine Beweisaufnahme war deshalb über diesen unbeträchtlichen, als zugegeben anzunehmenden Punkt gar nicht nöthig; ein paar Wortewill ich aber auch darüber jetzt noch sagen. Im Januar 1892 hatte ich den vagen Wunsch, eine Zeitschrift herauszugeben, und daß ich für diesen Wunsch gern Herrn Mehring gewonnen hätte, ist mir, bei meinem damaligen Gefühl für diesen Schriftsteller, nicht im Geringsten zweifelhaft. Von einer bestimmten Möglichkeit, meinen Wunsch zu verwirklichen, war noch keine Spur sichtbar; sie ergab sich erst ein paar Monate später, als ein älterer Bruder mir zur Begründung des Blattes zehntausend Mark geliehen und Herr Georg Stille, der den gleichen Betrag einschließen wollte, den Verlag übernommen hatte. Da aber war an die Kombination Mehring, auf die der Bahnhofs- buchhändler Stille nie eingegangen wäre, nicht mehr zu denken. Ich konstatiere also als Ergebnis des ganzen Vahren: Ich habe den Wunsch gehegt, mit Herrn Mehring, der meine politischen Gesinnungen ganz genau kannte, gemeinsam ein Blatt herauszugeben. Als ich dann die Herausgabe der „Zukunft“ plante, hatte mein damaliger treuer Freund mir schon gesagt, daß und warum er nicht von der Partie sein könne. Ich konnte ihn also gar nicht zur gemeinsamen Herausgabe der „Zukunft“ auffordern, hätte es, nach seiner Mittheilung vom Januar, auch dann nicht gekonnt, wenn der Verleger für einen solchen Plan zu gewinnen gewesen wäre.

Wir haben gesehen, wie Herr Mehring seinen Verkehr mit mir schilderte und wie er sich im Licht seiner Briefe zeigt. Nebenbei erwähne ich, daß, während er jetzt glauben läßt, ich hätte ihn mit Freundschaft und ähnlichen schönen, aber manchmal unbequemen Dingen bedrängt, er in seinen Briefen beständig darüber klagt, daß ich so selten zu ihm komme, nie Zeit für ihn habe u. s. w. Wir wollen nun sehen, wie er sich zu der Frage der Mitarbeit an der „Zukunft“ stellte. In seiner Broschüre behauptet er, ich hätte vor Gericht gesagt, daß ich ihn eben so wie zwei- oder dreihundert Andere aufgefordert habe, mir Beiträge zu schicken, — so und nicht anders. Die Behauptung ist natürlich un wahr. Ich

habe im Gegentheil gesagt, daß ich gerade auf seine Mitarbeit den höchsten Werth legte („Eine Infamie“, Seite 380), daß wir befreundet waren und ich vor allen Anderen auf ihn rechnete. Die Wahrheit meiner Angaben beweist er durch den Abdruck einiger Briefstellen, von denen ich nur eine kurz zu commentiren habe. Am achtzehnten September 1892 habe ich an ihn geschrieben: „Ich wünschte, ich hätte Sie und Bismarck zu Mitarbeitern, dann brauchte ich kaum noch Andere, denn drei Weltanschauungen wären durch drei stärkste Persönlichkeiten vertreten.“ Das klingt, wenn man so herausgerissen liest, ein Bißchen kindlich; worauf aber war es die Antwort? Auf die folgenden Sätze, die mein treuer Freund an mich geschrieben hatte: „Von anderer Seite hörte ich den neuesten ‚Witz‘ des Herrn Braun: die ‚Zukunft‘ hätte nur drei Mitarbeiter, Sie, mich und Bismarck.“ Eigentlich sollte man doch selbst in einer Polemik nicht so citiren... Ueber seine Mitarbeit schrieb mir der Herr im September 92: „Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeiterschaft hatte, habe ich Ihnen ganz offen angegeben: es war mein böser Ruf in der bürgerlichen Welt, an die sich die ‚Zukunft‘ doch wendet... Abgesehen von diesem Bedenken war ich bereit, und gern bereit. Sie brachen aber, eben so wie im Frühjahr, aus mir völlig unbekanntem Gründen den persönlichen Verkehr ab.“ „Was meine Mitarbeiterschaft an der ‚Zukunft‘ betrifft, so war ich mir bisher nicht klar, ob Ihre Aufforderung von persönlicher Freundschaft und Höflichkeit oder von einem redaktionellen Bedürfniß diktiert war. Da Sie Wochen lang nicht einmal eine halbe Stunde für mich übrig hatten, um eventuell über Thema, Umfang u. s. w. eines von mir zu liefernden Beitrages zu sprechen, so neigte sich meine Vermuthung zu dem ersten Theil jener Alternative und Ihre freundlichen Zeilen von gestern haben mich vollends darin bestärkt. Ich wünsche Ihnen herzlich den besten Erfolg, danke Ihnen für Ihre freundliche Aufforderung und hoffe im Uebrigen, daß Sie endlich einmal von meiner Freundschaft für Sie sich überzeugen mögen.“ Das wurde geschrieben, während das erste Heft der „Zukunft“ schon im Druck war. Als drei Hefte erschienen waren, empfing ich eine Karte, auf der stand: „Darf ich Ihnen für die nächste Nummer der ‚Zukunft‘ einen Artikel über die Krisis in der Freien Volksbühne schreiben?“ Diesen Artikel erhielt ich nicht mehr; wir hatten uns inzwischen überworfen, weil ich Herrn Mehring, wie er in dem Scheidebrief schrieb, angeblich „nicht über den Weg traute“ und allzu empfindlich war; wohl aber erhielt ich einen von dem Regisseur Türk unterzeichneten Artikel, dessen Form, wie ich jetzt höre, vom Herrn Mehring stammte. Der Artikel schien mir undruckbar, ich lehnte ihn nach Recht und Pflicht ab und schrieb an Herrn Türk, daß ich über die Freie Volksbühne gern Alles aufnehmen wolle, was Herr Mehring mir einsende und mit seinem Namen vertrete.

Bevor ich die noch übrigen Verbrechen betrachte, die ich begangen haben soll, will ich nur noch einen Augenblick bei der Behauptung des Verfassers der „Fabeln“ verweilen, er habe meine Briefe vom achtzehnten und neunzehnten September 1892 eigentlich nur noch beantwortet, um meine Ausfälle gegen ihn politisch befreundete Männer abzuwehren. Die Antworten liegen vor mir. Am neunzehnten September schrieb Herr Mehring: „Lieber Kollege, ich habe doch wahrhaftig noch nie in meinem Leben auch nur den geringsten Zweifel an Ihrer Integrität geäußert“, und fügte den Ausdruck der Hoffnung hinzu, ich werde endlich einmal an seine Freundschaft glauben lernen. Am zwanzig-

sten versicherte er mich seiner „herzlichen Freundschaft, die unverändert die selbe“ sei . . . Und nun schnell noch die weiteren Vorworte. Ich soll ihm geschrieben haben, ich betrachte seine Wahl zum Vorsitzenden der Freien Volksbühne als einen großen Gewinn für die Sache, zugleich aber einen Aufruf unterzeichnet haben, worin seine Wahl als „ein völliger Ruin für die Sache“ bezeichnet worden sei. Diesen Aufruf habe ich nie gesehen. Zu mir kam der Schriftsteller Leopold Schönhoff, erzählte mir, Kollegen aller Parteirichtungen wollten einen Aufruf zur Begründung einer neuen Freien Volksbühne erlassen und er sei beauftragt, meine Erlaubnis dazu einzuholen, daß auch mein Name unter den Aufruf gesetzt werde. Herr Schönhoff besitzt den Aufruf nicht, schreibt mir aber, daß in der Sitzung, in der er beschlossen wurde, weder „gegen Mehring noch gegen die Sozialdemokratie polemisiert wurde“. Die Krise der Volksbühne war dadurch entstanden — so wurde es mir wenigstens geschildert —, daß die Arbeiter sich gegen die Oberherrschafft der „Literaten“ auflehnten; mir schienen und scheinen Literaten zur Leitung eines Theaters eher geeignet als Handarbeiter und ich hielt es deshalb für einen Gewinn, daß schließlich doch wieder ein Literat zum Vorsitzenden gewählt wurde. Das konnte mich aber nicht hindern, meinen Namen für einen Aufruf herzugeben, von dem ich nicht glauben konnte — und auch heute noch nicht glaube —, daß er Angriffe auf Herrn Mehring enthielt. Weiter. Im neunten Heft der „Zukunft“ soll ich „in persönlich empfindlichster Weise einen Mann heruntergerissen“ haben, der mir „große Gefälligkeiten“ erwiesen hatte. Gemeint ist Herr Liebknecht, mit dem ich nie eine Silbe gesprochen habe; die „großen Gefälligkeiten“ sollen darin bestehen, daß Herr Liebknecht Herrn Mehring in den Jahren 90 und 91 die Erlaubnis gab, im „Vorwärts“ mich gegen Angriffe zu verteidigen. Ob Herr Liebknecht darin „große Gefälligkeiten“ sieht, weiß ich nicht. „Heruntergerissen“ habe ich ihn nicht, bin sogar, als dem Siebenzigjährigen der Prozeß gemacht wurde, wiederholt lebhaft für ihn eingetreten, trotzdem ich genau wußte, daß er mich nicht ausstehen konnte. Im sechsten Heft der „Zukunft“ sei ein „seitdem landflüchtig gewordener Mann“ aufgetreten, den ich vorher in einem Briefe an Herrn Mehring einen Schurken genannt und dem ich dann „eine besondere Vertrauensstellung bei der ‚Zukunft‘ gegeben haben soll. Gemeint ist Herr Fritz Friedmann, der nie, nicht eine Sekunde, in einem „besonderen Vertrauensverhältnis“ zu mir oder zur „Zukunft“ stand, der aber den Wunsch hatte, hier gegen mich zu polemisieren, und den ich, getreu meinem Programm, gewähren ließ; ich bezieht mir nur das Recht vor, auf seine Replik eine Duplik folgen zu lassen, und habe von diesem Recht später in dem Artikel „Friedmann, Frenzel & Co.“ den mir richtig scheinenden Gebrauch gemacht. Wenn Herr Mehring es gar so fürchterlich findet, daß man einen Menschen, den man für einen Schurken hält, einen Artikel schreiben läßt, dann muß ihm der Gedanke noch fürchterlicher sein, ein Schriftsteller könne für ein Blatt arbeiten, gegen dessen Leiter er einem Anderen früher Material angeboten hat, um „den Lämmel zahm zu machen“. Einen solchen Schriftsteller könnte ich ihm nennen.

Schließlich wird mir von dem Verfasser der „Fabeln“ noch vorgeworfen, daß ich auf seine in der „Neuen Zeit“ veröffentlichten Artikel nie geantwortet habe. Der Grund ist sehr einfach: ich habe sie nicht gelesen. Absichtlich, um eine Polemik mit einem Manne zu vermeiden, mit dem ich befreundet war und den ich

eben so hoch geschätzt habe wie er mich, — eine Polemik, von der ich fürchtete, sie könne uns früher gemeinsamen Feinden nur froh begrüßten Stoff zur Schadenfreude liefern. Meine Befürchtung war falsch: Herr Mehring ist in den selben Blättern, wo er vor ein paar Jahren als ein Ausbund von Niedertracht und Besinnungslosigkeit gebrandmarkt wurde, heute, weil er gegen mich geschrieben hat, ein Held und wird im Berliner Tageblatt, wo ihm zuletzt vorgeworfen worden war, er sei ein „Schürzenstipendiat“, mit dem ein Ehrenmann wie Herr Beyssohn nicht diskutiren könne, den vergeblichen Lesern jetzt als der „bekannte Publizist“ vorgestellt, dem man gegen mich nachlosen Gerechtigkeit schulde. Ich habe auch jetzt gegen den früheren Freund nicht polemisiert, sondern mich auf die Abwehr beschränkt. Die Arbeit war nicht angenehm und ich wünsche mir bessere. Getröstet hat mich dabei nur der Gedanke, daß nicht ich es bin, den die vom Herrn Mehring einst so tapfer und wirksam bekämpfte Preßmeute als ihren Heros heute huldigend umbellt. M. S.

\* \* \*

Herr Dr. Helmolt schreibt mir: „Nicht auf Grund des berücksichtigten § 11, sondern unaufgefordert, aber deshalb um so lieber, sehe ich mich veranlaßt, einen Satz meiner in dieser Zeitschrift am ersten Februar veröffentlichten Arbeit ‚Was ist Weltgeschichte?‘ zu berichtigen. Ich hatte dort gesagt, daß Karl Lamprecht in der Reihe seiner sozialpsychischen Kräfte den Schauplatz zu gering einschätze. Zu meiner Ueberraschung und Freude sehe ich jedoch heute, daß die in Nagels ‚Deutschland‘ niedergelegte Werthung des Bodens auf Lamprecht überzeugend gewirkt hat. In den Begleitworten, die er der Abhandlung ‚Die geographischen Bedingungen der neueren deutschen Geschichte‘ (Monat I, 5, Seite 252 bis 267) mit auf den Weg giebt, spricht Lamprecht es aus, daß er die Beobachtungen seines geographischen Amtsgenossen im großen Ganzen acceptire und nur durch das stärkere Hervorheben der zeitlichen Perspektive weiter entwickeln wolle: also gerade Das, was Nagel heiß ersehnt hat.“

Leipzig.

Dr. Helmolt.

\* \* \*

Herr Eduard Goldbeck, den die Leser der „Zukunft“ aus manchem anmuthigen Beitrag kennen und der inzwischen Chefredakteur der Posener Zeitung geworden ist, ein „unbescholtenen“, nie „vorbestrafter“ Mann und früherer Offizier, ist vom posener Landgericht zu einer zweimonatigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er den Oberpräsidenten der Provinz Posen „beleidigt“ haben soll. Die Beleidigung wurde in einem Artikel gefunden, in dem Herr Goldbeck den persönlichen Gentlemaneigenschaften des Oberpräsidenten alle Anerkennung zollt, aber erklärt, er halte Herrn von Bilamowiz nicht für den Mann, den die Provinz brauche. Allerdings konnte der Chefredakteur seinem starken satirischen Talent dabei nicht ein paar feste Scherze wehren, die besser weggeblieben wären. Aber der ganze Artikel ist in der munteren Tonart gehalten, die Herr Goldbeck so

leicht und grazios beherrscht, und trägt nicht im Geringsten den Charakter einer gehässigen Verunglimpfung. Und darum zwei Monate Gefängniß! Gibt es noch irgendwo ein modernes Land, wo solche Urtheile möglich sind? Soll jeder wichtige Kopf künftig bei Hafergrübe und Blauem Heinrich — am Ende ist Beides das Selbe? Noch weiß ich nicht — gefühlt werden, bis er rein fromm wird und alle Beamten lobt? Oder wollte die posener Strafkammer nur beweisen, daß man mit der Strenge des Gesetzes nicht allein gegen der rothen Rotte Angehörige wüthen kann und es nicht angebracht ist, wider angebliche Klassenjustiz zu zetern?

\*     \*     \*

Während Herr Loubet — in seiner südlichen Heimath, am Ufer des Rhodion, wird der Name wirklich, wie im Lokalanzeiger stand, Loubett ausgesprochen — sich im elysäischen Palast einrichtet, wird bei uns wieder einmal gewispert, in der Wilhelmstraße stehe ein Umzug bevor. Der Kaiser, so raunt man, habe die Kette des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, die Bismarck getragen hatte, nicht, wie die übrigen Orden des Fürsten, dem Hohenzollernmuseum überwiesen, sondern dem Fürsten Radolin nach Petersburg geschickt und daraus folge, daß der künftige Träger dieser historischen Kette nächstens Kanzler des Deutschen Reiches werden müsse. Vielleicht ist die ganze Geschichte nicht wahr, vielleicht ist nur die Folgerung allzu kühn. Jedenfalls wird in der höfischen Sphäre viel davon geklüffelt; sogar Wetten sollen schon entrixt worden sein, deren Gegenstand kurz so zu bezeichnen wäre: Kopf oder Schrift? Bülow oder Radolin?

\*     \*     \*

## Gesucht

wird **möglichst sofort**

**die Einigkeit des preussischen Staats-  
ministeriums**

sub B. B. S. Wilhelmstraße.